

# **MYTHOLOGIE, LEGENDEN UND SAGEN**

**AUS DEM  
BERNEROBERLAND,  
JUNGFRAUREGION,  
ALETSCHE  
UND DEM  
WALLIS**

Diese Sammlung ist Eigentum der Volkswirtschaftskammer Berner Oberland, Eine Weiterverwendung der Texte ist nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Eigentümers erlaubt. © Copyright VWK

## **INHALTSVERZEICHNIS**

**Die Sagen im Berner Oberland erzählen und behandeln hauptsächlich folgende Themenkreise:**

- 1. Der Untergang des goldenen Zeitalters**
- 2. Drachen, Schlangen, Untiere**
- 3. Wilde Heere**
- 4. Geister, Feen, Hexen und Strüdel**
- 5. Riesen und Zwerge,**
- 6. Wanderungen und Siedlungen**
- 7. Alpen und Sennen**
- 8. Geschichtliche Zeugnisse**
- 9. Kirchen und Klöster**
- 10. Wasser und Gletscher**
- 11. Das Wallis**

In den meisten Sagen werden mehrere der aufgeführten Themen gleichzeitig behandelt. Eine Gliederung nach Themenkreis soll die Suche der Sagen nach deren Inhalt erleichtern. (Themen 1 –10, siehe oben)

**Die vorliegende Sammlung der Sagen ist in 4 Teile gegliedert zu folgenden 4 übergeordneten Themen:**

- |                  |   |
|------------------|---|
| <b>I. Teil</b>   | <b>Sagen zum Wasser</b>                               |
| <b>II. Teil</b>  | <b>Alpen- und Sennensagen aus dem Berner Oberland</b> |
| <b>III. Teil</b> | <b>Walliser Sagen</b>                                 |
| <b>IV. Teil</b>  | <b>Verschiedene Sagen</b>                             |

In jedem Thementeil wird der Titel der Sage mit der betreffenden Ziffer aus dem Themenkreis (1 – 11) versehen, was Auskunft über den Inhalt der Sage gibt.

Beispiel:

### **I. Teil – Wasser**

- **Die Geister der Jungfrau (4)** = Sage zum Thema Geister, Feen, Elfen, Hexen, Strüdel
- **Der Salzbrunnen im Sortel (7)** = Sage zum Thema Alpen und Sennen

### **IV. Teil – Verschiedene Sagen**

- **Das wilde Heer (3)** = Sage zum Thema Wilde Heere
- **Der See im Kiental (7;10)** = Sage zum Thema Alpen und Sennen und zum Thema Wasser

## I. TEIL - SAGEN ZUM THEMA WASSER

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann 1910

Verlag: Schläfli AG Interlaken 1985

- Die Geister auf der Jungfrau (4) Junfraujoch
- Musterung auf Seefeld (1) Alp Seefeld, hinter Beatenberg
- Des Beatus Wundermantel (9) Thunersee
- Der Wunderbrunnen von Engstlen (7) Engstlenalp
- Der Salzbrunnen im Sortel (7) Stockhornkette
- Die Heilquelle im Heustrich (8) Niesen
- Wie der Weissenburger Gesundbrunnen gefunden ward (8) Niedersimmental
- Sankt Petronellen (9) Grindelwaldgletscher
- Wie der Blausee seine Farbe erhielt (6) Ober Kandertal
- Das Mädchen aus dem See (7) Oberhalb Brienersee

Quelle: Challigroosi u Muggestutz von Rudolf Rubi

Verlag: Heimatvereinigung Grindelwald 1981

- Hexentanz und Hexensee (4) Grindelwald

Quelle: Walliser Sagen von Josef Guntern

Verlag: Walter Verlag Zürich 1998

- Die grosse Neugierde (8) Leukerbad
- Wie der Lörtschergletscher entstanden ist (8;11)

Quelle: Naters, das grosse Dorf im Wallis von Erwin Jossen

Verlag: Rotten Verlag Visp

- Der Rollibock (7;11) Aletsch

Quelle: Ein Kratten voll Lauterbrunnen Sagen von Hans Michel

Verlag: Schläfli AG Interlaken

- Das Kriegsloch im Giessengletscher Am Jungfrauberg

Quelle: Zeitungsausdruck Museum Grindelwald

- Von der Walliser Petronellenglocke (9;11) Wallis
- Ein verschwundener See (1) aus ältesten Zeiten
- Die ersten Bewohner (8;11) Leukerbad

## II. TEIL - ALPEN- UND SENNENSAGEN AUS DEM BERNER OBERLAND

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann 1910

Verlag: Schläfli AG Interlaken 1985

- Der Ursprung des Kuhreigens (7)
- Alpfahrt (7)
- Der Follenküher (7)
- Der schwarze Mann (7)
- Schmützenried (7)
- Das Britschen – Mandli (7)

- Die begrabene Seuche (7)
- Die weisse Gemse (7)
- Warum man ein Tälchen die Lenk heisst (7)
- Die Kristalhöhle im Hinterbirg (7)
- Beatus und die Zwerge (7;5;6;9)

Quelle: Challigroosi u Muggestutz von Rudolf Rubi

Verlag: Heimatvereinigung Grindelwald 1981

- Schneeaugen auf dem Schreckhorn (9)
- Die Scheideggmarch (8)
- Strahlegg (7)
- Challigroosi und Muggestutz (7;4)

Quelle: Berner Oberländer Zeitung, 29.08.2002, Espace Mittelland

- Wo Milch und Honig flossen (7)

### III. TEIL - WALLISER SAGEN

Quelle: Walliser Sagen von Josef Guntern

Verlag: Walter Verlag Zürich 1998

- |  |             |           |
|--|-------------|-----------|
| • Die Minenherren im Roten Berg (11;1) | Goppenstein | Seite 257 |
| • Der säumige Fuhrmann (11)            | Bürchen     | Seite 286 |
| • Das Pferd als Schiedsrichter (11;9)  | Erschmatt   | Seite 288 |
| • Das Leukerfeld (11;6)                | Erschmatt   | Seite 289 |
| • Die Teufelsbrücke (11)               | Erschmatt   | Seite 291 |
| • Der schwarze Stier (11;7)            | Varen       | Seite 336 |
| • Der schlaue Knabe (11;5)             | Erschmatt   | Seite 373 |

Quelle: Naters, das grosse Dorf im Wallis von Erwin Jossen (Kapitel Sagenwelt)

Verlag: Rotten Verlag Visp

- |   |           |
|---|-----------|
| • Das Natterloch (11;2)                     | Seite 492 |
| • Der Schatz zu Weingarten (11)             | Seite 494 |
| • Schoch, d'alt Schmidtja spinnt noch(11;4) | Seite 498 |

Quelle: Walliser Sagen von Johannes Jegerlehner

Verlag: Edition Olms AG Zürich 1985

- Der Märjelensee (11;10)
- Der geprellte Teufel (11)

### IV. TEIL - VERSCHIEDENE SAGEN

Quelle: Habkern von Sooder

- Zwergsagen (5)
- Verwilderung und Verschönerung des Tales (6) Allgäu, Briener- und Thunersee

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann 1910

Verlag: Schläfli AG Interlaken 1985

- Wie der Rätzliberg ein Gletscher wurde (7;10)
- Die weisse Frau (7)
- Beatus vertreibt den Drachen (2;9)
- Der Stollenwurm (2)
- Die Rochelmoore (2)
- Das boshafte Zwerglein (5)
- Interlaken (6)
- Der weisse Reiter (6)
- Der Martinsdruck (5;10)
- Der Teufel unter der Kanzel (9)
- Das Wütisheer (3)
- Das wilde Heer (3)
- Die Reiter von Gafertschinken (3)
- Der wilde Jäger auf der Scheidegg (7;3)

Quelle: Ein Kratten voll Lauterbrunnen Sagen von Hans Michel

Verlag: Schläfli AG Interlaken

- Der Zwerg zahlt mit Kohlen (5)

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

Verlag: Bächler Wabern 1981

- Die Schöpfung der Petersinsel (8)
- Die alten Herren der Berge (7;5)
- Der Alpenapostel (9;8)
- Herr Attila in den Alpen (1)
- Die Freien Iseltwalder (8;3)
- Die kühnen Frauen von Lenk (7)
- Die böse Stadt (6;7)
- Paradiesischer Reichtum (6)
- Osterwasser (10)
- Der Stern der Liebe (7)
- Käse beim Leichenmahl (7)
- Der Ewige Riesengeist (5)
- Challigroosi kann alles (5)

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Verlag: Limmat Verlag Zürich 1995

- Das Herrenrecht (7;5)
- Der starke Millbacher (7;5)
- Die Erdmännlein im Emmental (5)
- Die Teufelsburdi (7;9)
- Der Wolf von Ringgenberg (6;7)
- Die Zwerge auf der Spiezerfluh (5)
- Die Katzen von Krattigen (4)
- Die weisse Frau (4;7)
- Dreierlei Bohnen (7)
- Teufental (6)

- Seeungeheuer (2;10)
- Voraussage des fahrenden Schülers (7)
- Der Milchisbachhund (2)
- Lueggi, Lueggi, du gueti Chue (6;7)
- Stadt Windegg (7;10)
- Ahasvers Ruheplatz (6;7)
- Der Engstlenbrunnen (7;10)
- Die erlöste Alp (7)
- Heute hier und nimmermehr (5)
- Die drei verwünschten Schwestern (7)
- Hans Kuhschwanz (5)
- Das Höll-Hoopi (5)
- Der See im Kiental (7;10)
- Die Rottalherren (4;7)
- Ammerten (7)
- Der Zwerg von Itramen (5)
- Der einkehrende Zwerg (5)
- Das Goldgräbermännlein (5)
- Die Geister von Gsteig (4)
- Die Felsenjungfrau (7)
- Die Teufelsmedizin (6)
- Der Untergang von Bärswil (7)
- Weiberlist (3;7)
- Das grosse Tier im Arnese (2;10)

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

Verlag: Orell-Füssli Verlag Zürich 1989

- Die drei Gaben der Weissen Frau (7)
- Der Lindwurm im Betelbergsee (2;10)
- Das Wasser des Lebens (10;5)
- Die Rache des Bergmännchens (5;11)
- Von vielen geliebt, von vielen gefürchtet: Die Bergmännchen (5)
- Das strickende Holzmütterli (5;11)
- Der freundliche Gruss (5;11)
- Das Gotwärgi hält dicht (5;11)
- Der sparfremde Zwerg (5;11)
- Der einäugige Zwerg (5;11)
- Das Patengeschenk (5;11)
- Der Auszug des Zwergenvolks (5;11)
- Der Zwerg Türliwirli (5;11)
- Die entführte Ziege (5;11)
- Türliwirli, Korinterli: so hiessen die Zwerge (5)

Quelle: Schweizer sagen von Arnold Büchli

Verlag: Sauerländer Aarau und Frankfurt a.M.

- Die Feengrotte (4;11)
- Die Strafe des Rinderhirten (7;11)

- Die Stunde ist da (4;10;11)
- Die Wasserfrau auf der Mieschfluh (7;10)

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Verlag: Stämpfli Thun

- Vor der Laubeggkapelle (9;5)
- Der böse Hund (7)
- Die Hexe Tryna (4)
- Die Geisterbannung auf Mannenburg (4)
- Die Kälbergelte (7;5)
- Die Rochelsau oder das Dürstegjeegg (2)
- Das Zwerglein und der Senn (5)
- Der ewige Jude in Schwenden (7)
- Nachtschatten (7)
- Die Wiggle (7)
- Der Pestilenzstein (7)
- Der Jauner und der Wolf am Bruchpass (7)
- Der Schlangenbanner am schwarzen See (2;10)
- Die naschende Schlange auf Stockenalp (2)
- Die Unkührschlacht im Steiniwald (3)
- Küder, Gmüder und Gfüder (2)
- Wie der „Angriff“ beim Vieh entstand (7)
- Der Jutzihubel (5)
- Eine Sage vom Rosenstein (Heidenmauer) (7)
- Der geheimnisvolle Friedensstifter (7)
- Die Sage vom Brandstifter Sprenzal (6)
- Das weinende Bergmännchen auf der Reidigen-Alp (5)
- Die Sage vom Klingelloch (7)
- Das Schatzgraben auf dem Eichstalden (7)
- Der kalte Brunnen am Niederhorn (7)

Quelle: Magisches Berner Oberland von Peter Hänni

Verlag: AT Aarau

- Die Viertelsage (5;7;10)
- Elfen (4)
- Quellgöttinnen und Wasserfrauen (4;10)
- Wie Eiger, Mönch und Jungfrau entstanden sind (7)

## **EINLEITUNG**

Es ist eine auffallende Tatsache, dass das Berner Oberland in bezug auf seinen reichen Sagenschatz im weiten, schönen Schweizerlande einen hervorragenden Rang einnimmt (Alpen-Rückzugsgebiet). Diesen Vorzug mag es einerseits seiner Lage an der Scheide des Gebiets der germanischen und der römischen Rasse verdanken. Hier stiessen die Kulturen zweier Geisteswelten, teils in feindlichem Gegensatz, teils in friedlicher gegenseitiger Durchdringung aufeinander. Lange mag sich in den versteckten Felsenschlupfwinkeln der oberländischen Bergtäler der, durch die mündliche Überlieferung besondere Schulung pflegende Druidenkult der keltischen Ureinwohner, erhalten haben, als Rom diesen Zweig des Heidentums durch die strengsten Verbote längst dem Untergang geweiht hatte.

In den Sagen liegt grösstenteils der sittliche und der erzieherische Geist vom allgemeinen Volksgut dahinter. Es sind Mahnungen, Belehrungen – Merkmale des Wesens – Sinn und Art des Volkes, der Mentalität, der Schwächen, Tugenden und Untugenden, Schreiben über Gründungen, Untergang, Geisterbannungen und andere Künste der Seelenwanderung, über Zwerge, Wildmännli, Riesen, Drachen, sonstige Tierarten, die oft als Verderber des Menschengeschlechtes handeln, ihm aber ebenso oft in seinen Nöten und Sorgen mit übernatürlichen Gaben und Kräften halfen und zur Seite standen, über Orte, Pestzeiten und andere Geschehnisse, wie etwa gespenstige Heerzüge.

Die Sagen und Mythologien überliefern uns geschichtliche Ereignisse und Kulturformen, geben Standorte mit magnetischen Kräften preis, erzählen über „wie es damals gewesen sein könnte“, (vor ca. 1000 Jahren und früher, als die Alpenschneegrenze noch auf über 2000m Höhe lag, siehe Museum Grindelwald, Holzreste), über die Pest im Jahre 1442 und Kolonieentstehungen, wie auch über Tote und ihr Wiederkommen. (Quelle: Zelleni us em Haslital von Melchior Sooder, Verlag Brügger AG, Meiringen, 1984)

### **Über Tote und ihr Wiederkommen:**

Die Sagen und vor allem Bräuche vorchristlichen Ursprungs kennen den Glauben an die umgehenden Toten, die in Scharen einher ziehen, den Lebenden Schrecken und Unheil bringen können, von denen man aber auch, wie eher einzelne Bräuche als die Sagen zeigen, Glück und Segen erwarten darf.

Die Toten gehen aber auch einzeln um; und die Schar der Toten oder Seelen, wie auch der Einzelgänger, gehören zur Glaubenswelt der Menschen aller Zeiten.

Sterben und Tod üben auf die Überlebenden immer einen überwältigenden Eindruck aus, dem sie sich nie völlig zu entziehen vermögen. Sie lösen vor allem Furcht vor dem Toten aus, die sehr verschiedenen Ursprungs sein mag. Der Tote ist nicht mehr der Lebende; schon sein Aussehen vermag beim Einzelnen Grauen erregen, mochte er ihm vor dem Tode noch so lieb gewesen sein. Vom Toten können Krankheit und Tod ausgehen; der Tote vermag die Lebenden in seinen Bann zu ziehen; ihm kommen Kräfte zu, über welche Lebende nicht verfügen. Ungern schied der Tote aus dem Leben, deshalb beneidet er die Lebenden. Aus Neid erwachsen Missgunst und



Hass, so wird es auch beim Toten sein: Er hasst die Lebenden und sucht sie zu schädigen. Auch regt sich im Lebenden, mag er nun einer niedrigen oder einer höheren Kulturstufe angehören, wohl auch stets unbewusst die Furcht und der Glaube an ein Wiederkommen des Toten, rächend wird der Tote erscheinen, Sühne fordernd für begangene Schuld.

Es kann aber auch sein, dass die Liebe der Überlebenden zu dem Toten alle anderen Gefühle und seelisches Erregen überdeckt: Der Tote, der nur geliebt hat und für die Seinen gesorgt hat, vermag auch nach dem Tode nur zu lieben, er schützt vor Krankheit und Unglück und vermag Segen und Gedeihen zu bringen. Unsere Sagen kennen allerdings nur die Furcht vor dem Toten. Vor allem aber lassen Bräuche, die mit dem Erscheinen der Toten zu Weihnachten verknüpft sind, den Glauben an die Güte der Toten, der Ahnen, leise anklingen.

### **Über geheimnisvolle Kräfte:**

Mädchen, die bösen Zauber üben, vermögen nach Vorstellungen, die in Anfänge zurückreichen, die Seele vom Leibe zu lösen, die sich als irgend ein schnelles Tierlein, als Seelentierlein, auf die Wanderung begibt, während der Leib leblos zurückbleibt.

Aber die Sagen, in denen der Glaube an die Seelentierlein noch lebendig ist, sind recht selten; hingegen wissen sehr viele Sagen zu berichten, wie Mädchen oder Frauen über die geheimnisvolle Kraft verfügen, sich in Tiere oder sogar leblose Dinge zu verwandeln.

### **Über Zwerge:**

„As gääbi no geng Zwäärga; aber si lää si nid firha,“ erzählte ein Bergbauer, der noch an ihr Vorkommen glaubte.

Es gab und gibt noch heute zwergeartige Völker. Darum wollen einige Forscher in den Zwergensagen ein verschwommenes Erinnern an Völker der Urzeit erkennen, eine Ansicht, die schon Jakob Grimm in der „deutschen Mythologie“ vertrat. Ein Zwergenvolk, so nehmen die Forscher an, sei einem Angreifer unterlegen und habe nach der Unterwerfung nur noch ein scheues, halbverborgenes Leben geführt; eine höhere Kultur als dem Bedrucker sei den Unterlegenen eigen gewesen; sie hätten um Dinge gewusst, die dem andern Rätsel und Geheimnis waren.

Andere weisen darauf hin, dass die Zwergensagen in Anfänge zurück reichen; Zwerge und Riesen stünden nebeneinander und bedingten einander als Gegensätze. Beide Anschauungen schliessen einander nicht aus.

Einzelne Züge ihres Wesens leiten sich aber auch aus dem Totenglauben ab; sie treten wie die Toten dem Menschen bald freundlich, bald feindlich gegenüber; sie hausen in Höhlen und in der Erde, wo auch die Toten wohnen. Eine Sage erzählt, wie ein Hirt einem Zwergen Milch bereit stellte; Milch aber ist eine Speise, welche den Toten, vielleicht als ein Opfer, zukommt. Die Zwerge warnen und weissagen; auch die Toten wissen mehr als die Lebenden und die freundlichen Toten nehmen sich warnend ihrer Angehörigen an.

Der Alp Glaube lieh den Zwergen ebenfalls gewisse Züge, allerdings ohne ihre Art wesentlich zu bestimmen. Alberich hiess der mächtige Zwergenkönig. An einzelnen

Orten, nicht aber im Haslital, tragen die Zwerge den Namen Toggelli und ihre Aufenthaltsorte heissen Toggellistuben und Toggellichilchen. Das Toggelli aber ist der Alpdruckdämon.

Das Wesen der Zwerge weist vor allem Züge auf, die zeigen, dass ihr Charakter bedingt ist durch die Welt, in der sie sich aufhalten. Vom Wind bewegte Blätter, Stauden, bemooste Steine, schnellfüssige, nur auf einen Augenblick sichtbare Tiere täuschten den Menschen, die noch im mythischen Denken befangen waren, geheimnisvolles Leben vor, das sie als von Zwergen oder auch andern übernatürlichen Wesen herrührend betrachteten.

Die Zwergensagen erhielten aber noch von einer anderen Seite her ein bestimmtes Gepräge. Viele von ihnen verraten deutlich ein primitives Gestalten und Dichten. Darum stehen einzelne Sagen dem Märchen nahe und gleiten fast in dessen Bereich hinüber.

### **Über Dämonen:**

Die Toten, die einzeln, bald in Scharen einhergehen, die Seelen der Verstorbenen, die gerne erscheinen, wo sie als Lebende geweilt haben, vermögen die Menschen zu erschrecken und können bössartig Unglück verursachen. Sie werden zu Dämonen.

Sogar das Volk der Zwerge wird den Dämonen beigezählt. Einzelgestalten aber, die bald da, bald dort erscheinen, zeigen mehr als die wiederkehrenden Toten und die Zwerge dämonischen Charakter, dämonisch allerdings im gewöhnlichen Sinne des Wortes! Die Ursprünge einzelner dieser Wesen liegen weit zurück; sie tragen kaum mehr alle Züge, die ihnen einmal eigen waren; Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende wandelten ihre Art, neue Elemente aufnehmend, verloren sie ihr ursprüngliches Wesen.

Ein Dämon, der weniger als andere Dämonen einer bestimmten Schicht angehört, ist das Toggelli, der Alpdruckdämon; denn noch heute vermögen sich aus wirklichem Erleben heraus stets neu ähnliche Sagen zu bilden, die sich allerdings über das Erlebnis hinaus entwickeln. Als selbständigem Dämon begegnen wir dem Toggelli kaum mehr; Mädchen senden ihre Seelentierchen aus, die Druck ausüben gehen; Hexen gehen in irgend einer Gestalt da oder dorthin, ebenfalls um Druck auszuüben, wie es einmal das Toggelli tat.

### **Über Frevel und Strafe:**

Mehr als heute war in früheren Zeiten der Glaube lebendig: Dem Ungerechten wächst der Lohn, Bosheit findet die ihr gebührende Strafe. Als 1669 der Schwinden (= Schwindsucht) im Haslital herrschte, gab es viele Leute, welche das einkehrende Unglück und Leid als Strafe für sündhaftes Tun erklärten. Der Liederdichter singt: „Gott hat uns das insgemein getan, will wir all Holz zum Feure gelegt han.“ Vom Unglück aus suchten die verzweifelten Menschen nach der Ursache.

Aber Berg und Tal zeigten dem denkenden Menschen noch allerlei andere Dinge, die von Not und Leid vergangener Geschlechter kündeten, z.b. die Trümmer gewaltiger Bergstürze oder von Wildbächen verheerte Felder und Dörfer. Von der noch sichtbaren Strafe aus, die Menschen getroffen hatte, die nicht mehr lebten, suchte er nach Ursachen und erdachte rückwärts schauend die Vorgeschichte vergangenen

Geschehens. So oder anders findet böses Tun bösen Lohn und führt zu Untergang oder Verdammnis.

Die Sagen, die sich mit Frevel und Strafe beschäftigen, gehen kaum weit in die Vergangenheit zurück. Sie verraten christlichen Einschlag und das Regen des Gewissens, das dem vorzeitlichen Menschen abging und wohl erst spät erwachte.

### **Über geheimnisvolle Kräfte von Tieren und Pflanzen:**

Rätselhafte Kräfte brauchen aber keineswegs nur Menschen oder übermenschlichen Wesen eigen zu sein. Auch einzelne Tiere und Pflanzen verfügen über Eigenschaften, die in den Bereich geheimnisvoller Kräfte gehören. Wer auf Federfarn tritt, geht irr; ein anderes Kräutlein, in den Mund genommen, verleiht die Gabe, zu verstehen, was die Tiere reden.

### **Über Schätze:**

Es mag vorgekommen sein, dass verborgenes Gut an den Tag kam und sich aus wirklichem Begeben heraus Sagen entwickeln konnten. Es können aber auch Sagen, die schon lange zum Sagengut des Volkes gehörten, an irgend einen Fund anknüpfen, der sie eigentlich nichts angeht.

Viele Sagen verdanken ihren Ursprung Träumen und auch wachem Träumen! Das Mädchen im Ritelli zügelt vielleicht in wachem Zustand Gedanken, welche irdisches Gut angehen; aber, während des Schlafes können Gedanken lebendig werden, die der Mensch, wenn er im Besitz der Denkkraft und des Willens ist, verdrängt. Geraten wir aber nicht alle in ein Träumen hinein, wenn wir Stätten betreten, wo einmal Leben war und die nun einsam liegen? Hoch über den Siedlungen kommen wir in ein verlassenes Haus und freuen uns über der Feuergrube eine **Hääli** zu entdecken und auf einem Bänklein ein zersprungenes **Fätterli**, greifbare Zeugen eines vergangenen Geschlechts! Was mögen es für Menschen gewesen sein, die über die hohe Schwelle schritten? Sichtbare Zeugen vergangenen Lebens regen immer an rückwärts zu blicken und nach den Menschen zu fragen, die vorher lebten. Weil aber die Geschichte nichts über die Menschen zu sagen weiss, die einmal da waren, liegt der Boden bereit zur Entstehung der Sage. Und den Schatzgräber und alle, die ihm nahe stehen, beschäftigt ein Gedanke: Wäre es nicht möglich, dass unter Trümmern ein verborgener Schatz läge?

Es ist nie leicht, einen Schatz zu gewinnen. Vielleicht vermag ihn nur der Mann, der zauberkundig ist, zu heben. Denn Bären, Hunde, Hengste oder sonst böse, beissende, schlagende oder ekelerregende Tiere bewachen den Schatz. Aber Bär, Hund und Hengst sind keine wirklichen Tiere; es sind Tote, die den ihnen gehörenden Schatz in Tiergestalt überwachen und behüten.

### **Über den Teufel:**

Der Zauberglauben und die Vorstellungen vom Wesen und Erscheinen der Toten oder Seelen reichen in die Anfänge menschlichen Daseins zurück. Von den Toten

erwartete der Mensch Gedeihen und Wohlergehen; vor allem aber schrieb er Schaden oder Unheil ihrem Erscheinen zu.

Das Christentum kam, aber alte Vorstellungen bleiben lebendig bis in unsere Tage hinein. Unabhängig vom christlichen Glauben trat vielfach der Teufel an die Stelle der alten Dämonen und Geister. Es ist kein Zufall, wenn ein oder mehrere Teufel vielerorts als Masken auftreten und sich zu den Masken gesellen, welche ursprünglich die Toten darstellten. Im Denken und Glauben kam der neuen Gestalt bald erhöhte Bedeutung zu, besonders während der Zeiten des Hexenwahns, der Spiel- und Tanzwut früherer Jahrhunderte. Wie die Hexen erscheint der Teufel oft als Hase oder Fuchs. Viele Sagen erzählen, wie der Teufel oft zu Spielern gekommen sei; der Ausdruck Spielteufel ist noch heute geläufig. Karten und Zwirbeln, leidenschaftliche Spiele, beschäftigten früher recht häufig die Chorgerichte; die hohen Einsätze rechtfertigten das Eingreifen der Behörden.

Die Chorgerichtsmanuale in Brienz bringen viele Eintragungen, die leidenschaftliches Spielen angehen. Als Einsätze kamen Löffel, Nidel oder Nüsse vor. Ein eigentliches Spielernest war um 1638 Brienzwiler.

Noch vor wenigen Jahrzehnten waren alte Vorstellungen vom Wesen des Teufels lebendig, entstanden oder gestützt durch bildliche Darstellungen. Das jüngste Gericht über dem Eingang des Berner Münsters, die Malerei in der Kirche zu Adelboden zeigen echt volksmässige Vorstellungen von Himmel und Hölle. Aber es gab oder gibt noch heute im Haslital und auch anderwärts Wandbilder, welche die alten Vorstellungen aufzeigen. Ein Bild aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts zeigt den schmalen, steil aufwärts führenden Weg zum Himmel und den breiten, angenehmen Weg zur Hölle. Die Bilder hielten ältere Vorstellungen lebendig und vermochten sicher aus irgend einem Erleben heraus neue Geschichten zu erzeugen. Zumindest vermittelten sie bestimmte Vorstellungen vom Äussern des Teufels. Die Bilder hängen kaum mehr an den Wänden. „Sie erschreckten die Kinder und flössten ihnen Furcht ein; ich hielt es für gut, sie weg zu tun“, sagte mir eine Mutter.

### **Über geschichtliche Sagen:**

Als geschichtliche Zeugen dürfen Sagen nie unbesehen herangezogen werden. Es mag einer Sage wohl ein Ereignis zugrunde liegen; aber es darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass der Bericht des Ereignisses, die Sage, vielleicht durch Jahrhunderte hindurch von Mund zu Mund ging. Dinge, die im Interesse des Erzählers lagen, wurden hervorgehoben, entwickelten sich, schossen ins Kraut und überwucherten Bestandteile, die weniger volksmässigem Denken und Empfinden entsprachen und verdrängten sie schliesslich ganz. Mündliche Berichte gleiten leicht ineinander über und verknüpfen sich, wenn der Verlauf eines Ereignisses einem anderen mehr oder weniger entspricht. Vor allem aber bewahrt das Erinnern nicht das grosse Geschehen, welches das Volk als Ganzes berührt; es enthält in der Regel nur, was Einzelne erlebten, manchmal recht belanglose Dinge.

Und doch gibt es Sagen, die Kunde von wirklichem Geschehen geben und die wir nicht ohne weiteres in den Bereich menschlichen Fabulierens verweisen dürfen. Ist es nicht merkwürdig und bedeutsam, dass Boozi- und Toggellisteine an Brauch und Glauben der Urzeit erinnern? Stossen wir nicht Schritt für Schritt auf Reste von Glaubensvorstellungen, die vorchristlichen Schichten angehören?

Höhlenforschungen belegen heute mit Funden, dass menschliche Wohnstätten hoch über den Tälern in der Nähe der Gletscher gelegen haben, ähnlich wie Sagen undeutlich schon lange berichteten. Es ist aber nötig, jede Sage eingehend zu prüfen und zu betrachten, um ihren Inhalt richtig deuten zu können und das Tatsächliche, von dem sie ausging, herauszuschälen. Das gelingt aber nicht immer; nur in seltenen Fällen kann man der Sage irgendwelche Zeugen, seien es Urkunden oder Funde, die menschliches Dasein verraten und belegen, zur Seite stellen.

## I. TEIL - SAGEN ZUM THEMA WASSER

### **Die Geister auf der Jungfrau (4)**

### **Jungfraujoch**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Wenn die Alpen unter der Last des Winterschnees begraben liegen, Menschen und Vieh zu Tal gezogen sind und in den zugeschneiten Hütten die Männer beim flackernden Kienspan Holzwaren schnitzeln und die Weiber an der altmodischen Spindel zupfen, beginnt die Herrschaft der Berggeister. Dann steigen sie aus ihren Sommerpalästen, den unzugänglichen Höhen des Finsteraarhorns, der Jungfrau und ihrer Nachbarn, tiefer herab in die niedrigen Gegenden, sammeln sich in den Schlünden und Tobeln der Felsen, scherzen mit der Wut der Elemente, heulen grausame Zaubergesänge, zu welcher der Sturm die Begleitung pfeift. Oft stellen sie sich auf die vereisten Firsten und fordern einander höhrend heraus, necken sich in lächerlichen Entgegnungen und werfen einander Schneelasten, ungeheure Lawinen zu. Da sie alles hassen, was Leben zeigt, üben sie auch gern und häufig die Jagd. Mit lautem Hallo jagen sie dann pfeifend, klappernd und rasselnd hinter den schönen Gemsen drein. Ihr grösster Hass trifft aber die Menschen. Wehe daher dem Wanderer, der zu solcher Zeit sich in ihren Bereich wagt oder dem Jäger, der ihr Revier durchstreift, dem Strahler, der ihre Wohnungen, das Bergesinnere, ihres schönsten Schmuckes, der Strahlen oder Kristalle zu berauben trachtet! Ihnen allen droht der sichere Tod.

### **Musterung auf Seefeld (1)**

### **Alp Seefeld, hinter Beatenberg**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Auf der Alp Seefeld, hinter dem Beatenberg, hoch über Habkoren und dem Justistal, hört man bisweilen stundenweit ein unterirdisches, donnerndes Geräusch. Auf dieser Alp stand in alten Zeiten eine grosse Stadt. Ihre Bewohner waren Heiden und verübten mancherlei Greuel. Als der heilige Justus in dem nach ihm benannten Tale seine Hütte an einer Quelle aufgeschlagen hatte, wandte er seine Schritte auch nach der gottlosen Stadt. Da wiesen ihm die heidnischen Bewohner die Tore, und als er wiederkam, schlugen sie ihn. Heiss entbrannte darüber der Zorn Gottes. Die Erde tat ihren Mund auf und verschlang die Ungerechten. Jenes Geräusch aber, von den Bewohnern der dortigen Gegend die Musterung auf Seefeld genannt, rührt von ihren Wagen her, die noch heutigen Tages in den Strassen der Stadt herumfahren.

### **Des Beatus\* Wundermantel (9)**

### **Thunersee**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Beatus zog einst von seiner Felsenwohnung, vor welcher er zum Heil der Bewohner eine Kapelle errichtet hatte, zu den Leuten im Üchtland am anderen Ufer des Thunersees. Da er aber kein Schiffelein besass, um hinüberzukommen, verlieh ihm Gott die Wundergabe auf seinem Mantel über den See zu fahren.

Einst aber wollte der Heilige wie gewohnt auf seinem von Engeln gewirkten Zaubermantel über den See fahren. Doch, kaum war er einige Klafter weit vom Lande, so versagte der Mantel den Dienst, drehte sich ringsum, schwankte bedenklich auf die Seite und fing sogar an rückwärts zu treiben. Vergeblich war

Beatus Rudern. Solches war ihm nie zuvor begegnet. Er dachte nach und plötzlich schlug ihm das Gewissen. Er hatte im Heruntersteigen in der Umgegend von Merligen einen Zaunstecken ausgerissen, um ihn als Stütze zum Wandern und zugleich als Ruder bei der Seefahrt zu gebrauchen. Das war ein Unrecht; er hatte fremdes Gut entwendet. Sofort kehrte Beatus um und brachte den mitgenommenen Stecken zurück an seinen Platz. Jetzt gelang die Mantelfahrt wieder. Einem schwimmenden Schwane gleich erreichte er das jenseitige Ufer.

*Von Sankt Beatus: Weit nach Westen am Rande des Ozeans liegt Irland. Dort wuchs, von adligen Eltern geboren, ein Jüngling heran, Suetonius geheissen. Den trieb seine Frömmigkeit, dass er seine prächtigen Gewänder und alle Zier und Schmuck von sich tat. Er zog ein härendes (= aus Haar) Hemd an und wanderte nach Asien, wo in der grossen Stadt Antiochia der Apostel Petrus den Glauben verkündete. Dort empfing er die Taufe auf den Namen Beatus. Er blieb bei dem Apostel als sein Jünger und kam denn auch mit ihm nach Rom. Hier wurde er im vierzigsten Jahre seines Lebens zum Priester geweiht und ausgesandt nach dem Lande Helvetien.*

### **Der Wunderbrunnen von Engstlen (7)**

### **Engstlenalp**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Auf Engstlenalp befindet sich ein Wunderbrunnen, der von guten Geistern gehütet wird. Er fängt nach der Versicherung der Hirten niemals im Frühjahr zu fliessen an, bis das Vieh auf die Alp gekommen und seiner bedarf. Sofort, wenn die Herden die Alp gegen den Herbst hin verlassen haben, hört er wieder zu fliessen auf. Ja, des Nachts sogar steht er still oder geizt doch und nur tagsüber gibt er all sein Wasser, solange die Tiere mit Freiheit und Sicherheit zur Tränke gehen können. Sobald man absichtlich etwas Unreines in sein Wasser wirft, bleibt dieses oft mehrere Tage aus.

### **Der Salzbrunnen im Sortel (7)**

### **Stockhornkette**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Gutmütige Zwerge hatten dem Küher im Sortel, einer Alp in der Stockhornkette, eine Salzquelle entdeckt mit der Weisung, nie mehr als für einen Tag auf einmal zu fassen. Das Vieh wurde von diesem Salz fett und glänzend und gab fast die Hälfte mehr Milch als sonst. Viele Jahre verhielt sich die Sache so und der Sortelküher wurde ein reicher Mann, obschon er auch anderen Sennen Zutritt zum kostbaren Brunnen gestattete. Als aber ein anderer Küher auf den Berg kam, wollte er nun selbstsüchtig einzig Vorteil aus seinem Brunnen ziehen und schloss ihn ringsum ein, so dass ausser ihm niemand mehr dazu kommen konnte. Die Hirten der Umgegend mussten nun das Salz von ihm kaufen und der Habsüchtige strich schmunzelnd den Erlös in die weite Tasche. Seine Freude dauerte jedoch nicht lange, denn, der Brunnen versiegte und der Küher hatte nachher so viele Unfälle mit seinem Vieh, dass er bald an den Bettelstab geriet.

### **Die Heilquelle im Heustrich (8)**

### **Niesen**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Da, wo der Niesen das Wolkenmeer zerzaust, stand vor alten Zeiten ein kleines Häuschen, worin ein braves Ehepaar lebte. Der Mann war ein guter schlichter Bauer,

dabei vergnügt und fröhlich, dass kaum ein Tag verging, da er nicht bei Sonnenaufgang sich jauchzend und singend an die Arbeit machte. Eines Morgens aber war sein Jodel verstummt. Trübe schlich er daher und sein Gesicht zeigte eine befremdliche Blässe. Krankheit hatte ihn übernommen und Kummer kehrte jetzt in das freundliche Häuschen ein. Eines Morgens, wie ihn die wackere Hausfrau wiederum mit fahlen Wangen an die Felswand gelehnt fand, wollte ihr fast das Herz brechen über den Anblick. Um ihren Schmerz zu verbergen, eilte sie in den Wald hinaus. Dort fiel sie auf die Knie, um ein inbrünstiges Gebet zum Himmel empor zu senden. Kaum hatte sie geendet, sah sie plötzlich in einem überirdischen Scheine einen Zwerg vor sich stehen. Er trug eine Krone auf dem Haupte und ein Zepter in der Hand. „Ich bin der Zwergkönig des Niesens“, sprach er. „Erschrick nicht, gute Frau, ich bringe dir nur Gutes. Siehst du dort oben jenes Gebüsch? Dort fliesst seit Jahrhunderten eine Quelle. Aber sie blieb bis heute den Menschen verborgen. Steige hinauf, schöpfe aus dem Quell und gib deinem Manne zu trinken. Er wird dir gesunden.“ Damit war der Zwerg verschwunden. Die Frau aber erhob sich getrösteten Herzens. Sie tat, wie sie geheissen wurde und gab dem Kranken fleissig aus dem Quell zu trinken. Wie durch ein Wunder genas er und das Glück kehrte wieder in das Häuslein am Fusse des Niesen zurück. Seither ist der Brunnen im Heustrich am Niesenberg als Heilquelle bekannt.

### **Wie der Weissenburger Gesundbrunnen gefunden ward (8) Niedersimmental**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Vor sechshundert Jahren war zu Terenschatten im niederen Simmental, hart an der Siebne\*, ein altes berühmtes Gotteshaus und Klösterlein, von etlichen Brüdern des Ordens Sankt Augustini innegehabt. Freundnachbarlich hielt der Freiherr von Weissenburg, der alte Johannes, unfern ein offenes Haus auf seiner Feste und lud die Mönche gar oft zum Bankettieren ein. Sie sprachen bei ihm ein bei Tag und Nacht. Es hatte der Freiherr auch ein Töchterlein, das war ohnegleichen und hiess Kunigund. Sie wollte er zum ehelichen Gemahl einem von Grimmenstein geben, der hiess Herr Hans Grimmenstein, war aber gar ein strenger und fast harter Mann.

Zu der Zeit kam zu des Freiherrn Hausfrau auf die Burg auch oft ein ehrbarer geistlicher Mann aus dem Klösterlein von Terenschatten, mit Namen Bruder Gervasius, sonst ein geborener Herr von Simmenegg und der letzte seines Stammes. Es war sein Amt, die alte Frau und auch das junge Fräulein zu erbauen. Oft erwies sich die letztere hold gegen ihn. Es sollte nun bald die Hochzeit mit dem Grimmenstein stattfinden. Die junge Maid aber war widerspenstig und wollte je länger je weniger davon wissen. Bruder Gervasius hatte es ihr angetan, ihn minnete sie mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens. Sie vermochte daraus auch kein Hehl zu machen gegen ihn und sagte ihm unter Tränen, dass sie eher sterben wolle, als die Gemahlin des Grimmenstein werden.

Der Mönch aber war ihr längst zugetan und öffnete ihr jetzt sein Herz. Sie wurden einhellig miteinander, dass sie zusammen fliehen und in der Welt ihr Glück suchen wollen. Zur Nacht schlich die Maid hinaus und fand nach Verabredung den Bruder bei dem kleinen Türlein, wohl gerüstet, ihrer harrend. Er hob sie auf seinen Arm, trug sie keck durch die Siebne, durch Wasser und grausam Gestein bis in eine Bergschlucht. Hier, in der Verborgenheit, blieben sie und bauten da ein Hüttlein. Ein Geisshirt aber, welcher Gervasius wegen erwiesener Wohltat Dank schuldete, brachte ihnen, was sie zum Leben nötig hatten.

Da nun der alte Freiherr merkte, dass sein Töchterlein abhanden gekommen war, schickte er sein riesig Volk weit ins Land ihr nach. Es gelang diesem aber nicht,



Botschaft von der Maid zu empfangen. Da klagte der Freiherr dem Himmel, dass er sein Kind so hart gedrängt hatte. Er büsste deshalb ein ganzes Jahr und starb hernach aus lauter Reu und Leid.

Inzwischen hielten der Bruder und die Maid sich ehrbar und still, wie Eheleute es tun, in Zucht und aller Treu. Sie wollten auch nicht von dannen weichen, als der Hirt ihnen sagte, der alte Freiherr sei selig verschieden. Es ward aber hernach die gute Frau Küngold krank und siech.

Das machte den Bruder von Herzen traurig, denn er fürchtete, sie werde sterben und ihn einsam und in Kummer zurücklassen. Darum betete er viel und arznete sie auch mit allerlei Kräutern. Es half dies aber nicht. Sie wurde stets hinfälliger. Da ging der Gemahl aus und es ward ihm eine grosse Gnade: Denn, in selbiger Schlucht fand er ein Brünnelein, das war warm und sprang hervor aus der Fluh und hatte einen gar besonderen Geschmack. Er schöpfte davon ein Näpflein voll und gab es seinem Lieb zu trinken. Das schien ihm sehr heilsam zu sein und eine wundersame Kraft zu besitzen, denn, kaum dass sein Herzlieb ein wenig von der Heilgabe getrunken, fühlte es bereits eine wunderbare Stärkung über sich kommen und über kurzem gesundete es mehr und mehr.

Darnach spendete der Bruder forthin aus dem Brünnelein jedermann, der da krank und bestraft darniederlag, also dass er wegen des Wassers gebenedeiet ward bis an sein seliges Ende. Sein Gedächtnis blieb bei den Landleuten auf alle Zeiten bewahrt, denn des Brünneleins Tugend dauerte fort und hat Tausenden die Schmerzen gelindert.

*\*Simme, das Landwasser des Simmentals*

### **Sankt Petronellen (9)**

### **Grindelwaldgletscher**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Hart am Unteren Grindelwaldgletscher stand einst, in ein überhängendes Felsenband eingebaut, eine der heiligen Petronella geweihte Kapelle. Von dieser Heiligen war eine Wunderkraft auf den Gletscher übergegangen, denn, wenn der von allerlei hitzigen Fiebern geplagte Mensch von seinem Wasser trank, genas er unversehens durch dessen Wunderkraft. Als die Kapelle vom Gletscher zerstört worden und ihre Glocke in den Gletscherschründen versunken war, konnte man zuweilen, wenn dem Dorfe durch Eis- und Wasserbruch oder durch Lawinenfälle Gefahr drohte, noch deutlich die silbernen Glockentöne im Eise vernehmen.

### **Wie der Blausee seine Farbe erhielt (6)**

### **Ober Kandertal**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Vor Zeiten sah der reizende kleine See im oberen Tal der Kander noch anders aus als heute. Sein Wasser unterschied sich nicht von anderen kleinen Berggewässern. Es wohnte aber in der Nähe seiner Ufer ein Mägdlein, das sein Herz einem Hirtenknaben zugewandt hatte. Oft gingen die beiden in hellen Mondnächten zu dem von uralten Tannen unterstandenen Alpensee, auf welchen der Knabe zum Zeitvertreib einen Kahn gesetzt hatte. Auf den silbernen Fluten verträumten sie dann freundliche Stunden ihres jungen Lebens. Da fiel einst der Knabe, als er hoch in den Flühen im Seiltuche Heu einbringen wollte, über eine Felsenwand zu Tode. Untröstlich war von der Zeit an das Mägdlein. In mitternächtlicher Stunde schlich es sich oft zum versteckten Seelein, flehte bald in erschütternder Klage den Himmel um Wiedergabe des Geliebten oder haderte mit ihm über seine Grausamkeit. So

verwirrten sich nach und nach des Kindes Sinne. Umsonst war die Mahnung der Eltern, die nächtlichen Besuche aufzugeben. Eine geheimnisvolle Macht zog die Unglückliche immer wieder dorthin. Eines Morgens aber fand man Schiff und Schifferin auf des Wassers Grunde. Von der Stunde an hatte das Seelein eine tiefblaue Farbe angenommen. Die Leute sagten, es seien die Tränen der unglücklichen Liebe und das Wasser sei ebenso blau, wie des unglücklichen Mädchens Augen es ehemals waren.

### **Das Mädchen aus dem See (7)**

### **Oberhalb Brienersee**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Wenn in dem kleinen Dörfchen Tracht, das so freundlich mit seinen Fenstern auf die Wogen des Brienersees schaut, die jungen Burschen alle auf die Alpen gingen, um sich Flühlumen zu holen und diese dann frühmorgens am ersten Maitag vor die Türen ihrer Mädchen zu setzen, blieb Wilhelm, der schönste aller Jünglinge, alleine zu Hause. Wenn am Abend unter der Linde getanzt wurde, hielt er sich ferne oder schaute teilnahmslos zu. Manch eine schöne Jungfrau, reich an Tugend und zeitlichen Gütern, winkte ihm freundlich mit der Hand. Er aber erwiderte solche Grüsse kalt, dankte kaum und liess die Schönen stehen.

Einstmals zu Pfingsten tönten lustig die Hirtenhörner und Schalmeien. Munter schwang sich alles im Reigen und die Mädchen, festlich geschmückt mit bunten Kränzen, glichen einer Blumenflur im Winde. Auch diesmal tanzte Wilhelm nicht. Sieh! Da trat plötzlich aus dem Gebüsch ein Mädchen mit freundlichen, hellen Augen. Ihr Anzug glich dem Putz der anderen, doch war alles von Seide und mit Silber geziert. Ihre goldgeflochtenen Locken wallten lang herab um Hals und Busen. Jetzt erwachte Wilhelm, stand auf, ging auf die Fremde zu und bat um ihre Hand zum Tanz. Sie gewährte ihm seine Bitte und nun sah man die zwei den ganzen Abend zusammen tanzen. Aber ehe die Glocke elfe schlug, war die schöne Tänzerin verschwunden.

Am nächsten Sonntag jedoch und so oft die Hörner von neuem zum Tanze riefen, erschien die Schöne wieder. Bald kam sie wie ein Hirtenmädchen mit einem Schnitterhütchen, bald wie ein Fräulein mit Perlen und Edelsteinen geziert. Doch, stets kam sie mit Liebe und Huld und stets war Wilhelm ihr Tänzer. Niemand aber wusste ihren Namen. Da drang der Geliebte, als er sie einst am Seeufer begleitete, in sie, sich ihm zu offenbaren. Und sie erzählte ihm, ihr Vater sei ein Fürst des Wassers. Manchmal könne man ihn sehen, wenn er auf den Wellen des Sees sitze. In der Tiefe sei es wunderbar. Alles sei dort glänzend, aber ganz still und einsam und auf dem Grund, wo sie wohne, stünden hohe Türme und stattliche Paläste, vor welchen sich herrliche Gärten ausbreiteten. Die Wassermenschen in diesen unterirdischen Gebäuden seien mit Schlangenschuppen bedeckt, der Bart und das Haar mit Schilf und Muscheln verwachsen. Öfters, sagte sie, lauschten diese Ungeheuer am Strande. Plötzlich kämen sie ans Land gesprungen, fingen Jünglinge und Männer, welche dem Seegewürm dann zur Speise dienen müssten. Fingen sie aber Mädchen, so nähmen die Wasserfürsten dieselben sich zu Weibern. So sei es auch ihrer Mutter ergangen, die am Strande Blumen gesucht habe und geraubt worden sei. Ihr Vater sei streng und grausam. Würde er inne, dass sie sich zu den Menschen geselle, so wäre der Tod ihre gelindeste Strafe.

Täglich harrte nun der Jüngling am See auf seine Wasserschöne. Immer öfter wusste sie durch List den Wogen zu entschlüpfen, immer enger knüpfte die Liebe die beiden treuen Herzen zusammen.

Einst, als sie im Silberlicht des Mondes zu lange traulich beisammen unter den Haseln geweilt hatten, schlug es vom Turme zwölf. Da stürzte das Mädchen nieder und sprach: „Es ist aus mit mir, bald siehst du mein Blut das Wasser röten!“ Bleich vor Schreck sprang sie alsobald in den See. Wild wallte die Tiefe auf, doch, nach kurzer Weile spielte an dem Jüngling, der sich an einen Weidenstrunk anklammernd weit über das Ufer hinausbeugte, eine gerötete Welle vorüber. Da liess er seinen Halt fahren und sank ebenfalls in die Tiefe. Nach drei Tagen fand man am Ufer seinen Leichnam liegen. Es war am St. Johannestag, als Wilhelm seine Braut folgte. An diesem Tage nähert man sich ungern dem See, denn dann fordert er jährlich ein Opfer.

#### **Hexentanz und Hexensee (4)**

#### **Grindelwald**

Quelle: Challigroosi und Muggestutz von Rudolf Rubi

Wenn einer der aussichtsreichen Vorberge Grindelwalds Simelihorn heisst, so ist dieser Name wohl auf den Simeler oder Häxentanz zurückzuführen, der am Südhang des Berges an der Holzmattenalp liegt. Hier tanzten nach alter Überlieferung nächtlicherweile die Hexen. Was die Strüdeln, wie diese bösen Weiber von den Altvorderen genannt wurden, mit ihren Füßen berührten, verdarb auf immer; darum ist am Häxentanz ein weiter, mehr als schuhbreiter Kreis zu sehen, auf dem kein Hälmlein, kein Blümlin gedeiht, mag das Wetter noch so wachsig und das Alpgras daneben noch so dicht sein. Mitten in diesem Teufelsring liegt etwas erhöht ein Stein, darauf stellten die Hexen ein Licht, wenn sie sich in den unheimlichen Nächten mit ihrem Meister, dem leibhaftigen Gottseibeius, zu ihren Lustbarkeiten trafen. Wie der Name ausweist, kommen die Strüdeln auch am Hexenseeli am Schwarzhorn zusammen, um ihrem diabolischen Treiben zu frönen. Aus der Tiefe des Seeleins gesellen sich böse Geister zu ihnen und schreckliche Unwetter sind die Folge dieser finsternen Zusammenkünfte.

#### **Die grosse Neugierde (8)**

#### **Leukerbad**

Quelle: Walliser Sagen von Josef Guntern

Vor Zeiten wurde ein Aussenberger von seiner Gemeinde nach Sitten zu einem fahrenden Schüler geschickt, um von ihm eine Quelle oder einen Brunnen zu kaufen, denn, sie hatten auf ihrem Berg grosse Wassernot. Der Schwarzkünstler gab ihm eine wohlgeschlossene Schachtel mit dem strengen Verbot, dass er ja nicht darüber gehen solle bis an den Ort, wo man die Quelle haben wollte. Wie er nun bis zur Leuker Brücke gekommen war, da wandelte ihn eine solche Neugierde an, die Schachtel zu öffnen, dass er endlich das strenge Verbot vergass und hineinguckte. Aber, kaum hatte er geöffnet, da flog ein grosser „Brummel“ heraus, verschwand nicht weit davon in der Erde und eine prächtige Quelle rauschte aus dem steinigen Erdreich hervor. Sie stürzte aber in kurzem Laufe, ohne jemandem etwas zu nützen, in den Rotten. Wie mancher wünschte schon, wenn er diese herrliche Quelle aus den Felswänden oberhalb der Leuker Brücke an einem so nutzlosen Orte sah: Ach, hätten wir doch diesen Brunnen auf unserem Berge!

#### **Wie der Lötschergletscher entstanden ist**

#### **Lötschental**

Quelle: Walliser Sagen von Josef Guntern

In alter Zeit wohnte tief drinnen im Lötschental, wo es heute noch zu den Bänken heisst, eine kleine Familie, die nur aus der Mutter, ihren zwei Töchtern und einigen Knechten bestand, da der Vater früh gestorben war. Ihre Hütte stand in der Gegend des Lötschengletschers, der heute von dem Eismeer des Aletschfirns als langgestreckte Zunge über die Lötschenlücke herunterhängt und bis tief hinab in die Talsohle reicht. Vor der Hütte war ein kleiner Garten, in dem Nelken, Geranien und gelbe Ringelblumen in buntem Wuste wucherten und in dichten Büscheln durch den zerfallenen Zaun heraushingen. Wie die Familie ins Tal zu den Bänken gekommen ist, weiss niemand. Nirgends im Lötschental waren sonst menschliche Wohnungen, so dass die wilden Tiere sich ungestört in den Wäldern und Weiden herumtreiben und ungestraft die Herde der Älplerinnen überfallen konnten. Tagsüber freilich wagten sich die Wölfe und Bären nicht an die Herde heran, denn Sie fürchteten den starken Arm der beiden Jungfrauen, welche die Tiere bewachten. Aber des Nachts, wenn das Herdfeuer verglühte oder ganz auslöschte, fielen sie oft über die kleinen Bergkühe her und stillten ihre Mordgier. Aber die Herde erhielt auch wiederum neuen Zuwachs, so dass die Zahl der Tiere sich nicht verminderte. In der heissen Sommerszeit machte sich stets grosser Wassermangel fühlbar. Nur das Bietschhorn, das Hockenhorn und andere hohe Spitzen trugen die Eiskappe. Gletscher gab es nur auf Schattenhalb, diese waren unbedeutend und vermochten sich nur in den Nischen, Spalten und Schründen zu halten. Die Talsohle und die Gehänge waren bis weit hinauf mit undurchdringlichem Walde bedeckt, wo es Stämme gab, aus denen man ein ganzes Alpdörfchen hätte zimmern können. Weiter oben aber lagen die schönsten Alpen und Weiden, wo die Gamsen das hohe, fette Kraut abästen, bis die Trockenheit einsetzte und die glühende Sonne das Gras zu Stoppeln versengte, die vor Dürre klirren. Selten regnete es mehr als einen Tag und das Wasser für das Vieh und den Herd musste weit hergeholt werden. Aus der Brunnenröhre floss nur im Winter ein dünner, glucksender Strahl und Eis bildete sich hier gar nicht. Oft kam es vor, dass die Sennerinnen und die Herde den grössten Durst leiden mussten. Einst wanderte ein fahrender Schüler, namens Lonza, durch das Gebirge auf einem Wege, der heute längst unter Schnee und Eis begraben ist. Da er in böses Wetter geriet und vom Wege abirrte, kam er nach langem Herumirren zu der Hütte der Familie auf den Bänken und bat um Nahrung und Obdach. Die Mutter, die in ihrem Leben noch nie Besuch erhalten hatte, war hoch erfreut darüber, bewirtete ihren Gast mit uraltem Käse, Brot und Rahm und geleitete ihn des andern Tages noch ein Stück weit über die rotgebrannte Halde. Beim Abschied sagte der fahrende Schüler: „Ich danke euch sehr für die freundliche Bewirtung. Fast gereut es mich, dass ich fortziehen muss, denn hier ist es prächtig!“ „Das Tal ist schön,“ erwiderte die Mutter und schaute zu den kahlen, von der Sonne versengten Sommerweiden und den weissen Bergspitzen auf, die sich im tiefen Blau des Himmels scharf abzeichneten, „aber wasserarm ist es halt. Ihr wisst nicht, was wir unter der Dürre zu leiden haben. Stunden weit müssen wir jetzt das Wasser herholen und so jeden Sommer. Das ist das einzige, was uns fehlt, das Wasser, sonst sind wir glückliche Menschen!“ „So,“ sagte der fahrende Schüler, „das muss schon wahr sein, wenn die Weiden jeden Sommer so vertrocknet sind wie jetzt, aber da weiss ich ein Mittel dagegen, das hilft sicher. Wenn ihr meinen Rat befolgt, so werdet ihr Wasser genug erhalten!“ „Ja, das wäre ein Glück,“ sagte die Mutter und schaute ihn erwartungsvoll an. „Ein Glück wär's für uns, fast ein unverdientes!“ „Habt ihr eine reine Jungfrau im Hause?“ fragte der Fremde. „Ich habe zwei Töchter,“ versetzte die Mutter, „die Marie und die Seline, die sind rein wie frischer Schnee. Ihr habt sie nicht gesehen, weil sie gestern mit dem Vieh

hinaufgestiegen sind zum Petersgrat, wo noch ein Brunnlein fliesst. Dort finden sie, so hoffe ich, für einige Tage Wasser, dann müssen sie wieder weiter ziehen!“

„Nun, so soll die jüngere - oder welche ist die flinkere von beiden? - also die jüngere soll von sieben Gletschern sieben Stücklein Eis brechen und die sieben Klumpen oben auf dem Passsattel der Lötschenlücke, wo ich eure Herde gesehen habe, der Reihe nach hinlegen. Wenn im Spätherbst auf dem Kamm oben der Gletscher sichtbar wird, so könnt ihr sicher für immer Wasser genug zu haben.“

Die Mutter bedankte sich für den guten Rat und holte dem fahrenden Schüler aus dem nahen Speicher noch ein Brot und ein Hauskäslein und stoffelte wieder in die Hütte zurück, während der Fremde weiterzog. Als am Sonntag ihre Töchter herunterstiegen, um neuen Proviant zu holen, erzählte sie ihnen von dem fahrenden Schüler und nannte das Mittel, das er gegen die Trockenheit empfohlen hatte.

Die jüngere war gleich bereit, die Eisbrocken zu holen und an den bezeichneten Ort hinzutragen. „Eine weite Reise ist es schon,“ sagte sie, „aber ich nehme die Tschifere (Hut) mit, lege zwei Brote, Käse und Zieger für zwei Tage hinein, lasse den Hund mitlaufen und so will ich es versuchen!“

„So geh' in Gottes Namen und mach' gute Reise!“ Die Seline stieg nun stundenlang an den Abhängen, Schründen und Steilhalden herum und holte mit viel Mühe die sieben Eisstücklein, von sieben Gletschern je eins, trug sie in der Hutte hinan auf die Lötschenlücke, legte sie in einer Reihe nieder ins Gras, alle ungefähr gleich weit auseinander, kehrte wieder nach Hause zurück und wartete mit Schwester und Mutter auf den Erfolg.

Nach einiger Zeit stiegen die beiden Schwestern von der Neugierde getrieben zum Passsattel hinauf, um nach dem Ergebnis zu sehen. Es nahm sie wunder, ob die Eisstücklein noch vorhanden oder schon zerronnen seien. Wie gross war ihre Überraschung und Freude, als sie oben ankamen und sahen, dass das Eis schon fest angefroren und nicht mehr von der Stelle zu bringen war. Sie gedachten in Dankbarkeit des fahrenden Schülers, der ihnen die genossene Gastfreundschaft so reichlich vergolten hatte.

Sie stiegen nun von Zeit zu Zeit zu der Berglücke hinauf und fanden die Eisklumpen, die mit dem Boden verwachsen zu sein schienen, jedesmal grösser und dicker. Im Spätherbst waren sie so gross wie Felsblöcke und die ganze Reihe war durch ein weisses Firnband verbunden. Von der Hütte aus konnte man schon ganz gut den schimmernden Streifen erblicken, der den Winter durch gewaltig in die Höhe und Breite wuchs und den Sommer über nicht mehr abschmolz. So entstand nach und nach ein kleiner Gletscher, der jedes Jahr sich dehnte und weiter ausgriff, Spalten bildete, Schründe und Eisberge und ins Tal hinunter zu klettern begann. Aus dem Gletschertor floss ein milchig weisses Bächlein, das sie zur Erinnerung an den fahrenden Schüler Lonza hiessen und das später zum schäumenden Talfluss anwuchs. Die Nächte wurden frisch und im Winter war es empfindlich kalt. Der Brunnen hatte jeden Morgen Eiszapfen und eine dünne Eisdecke und vom Jäghorn herunter piff ein scharfer Wind. Jetzt hörte der Wassermangel auf, die Herde gedieh und vermehrte sich und Mutter und Töchter waren glücklicher als je zuvor.

Da erkrankte die Mutter und starb. Die Töchter bestatteten sie im Garten, bauten weiter unten am Fluss eine Hütte und teilten das Tal unter sich. Die Seline nahm den obern Teil, von „Anlegein“ aufwärts, wo heute die Zunge des Lötschengletschers beginnt, die ältere Schwester die untere Hälfte, den fruchtbaren Teil des heutigen Lötschentales. Doch bald fing sie an zu murren und zu jammern: „Schlimm ist es mir ergangen bei der Teilung; meine Schwester Seline hat mich übervorteilt; sie hat den schönsten Teil des Tales erhalten und mir gehören nur die bewaldeten und „unhaben“ Gründe, die nichts eintragen und wo es von wilden Tieren wimmelt!“

Aber die Marie tat der Schwester unrecht, denn, noch zu ihren Lebzeiten ist der Gletscher so gewaltig angewachsen, dass er als grosser, breiter Eisstrom die Gehänge herunterfloss, langsam und unmerklich und die fetten Weiden des oberen Talgrundes zudeckte.

Die Leute, die sich später hier ansiedelten, haben den Gletscher seiner Ausdehnung wegen Langgletscher genannt und, da er weitaus der mächtigste des Tales ist, auch etwa Lötschengletscher. Die Lonza ist zu einem wilden Bergwasser angeschwollen, das im Hochsommer weisse Schaumwellen wirft, tollt und wettet und ungestüm durch das Tal rauscht. Die schönen Matten, die schönsten des Tales, auf denen ehemals die Herde der Familie zu den Bänken weidete, liegen unter dem vorrückenden Gletschereis begraben. Die Älpler, die heute in der Nähe des Gletschers weiden, hören in hohen Zeiten die Mähder (Mäher) unter dem Gletscher, wie sie ihre Sensen dengeln und das Glockengeläute der Herde, die auf die Weide zieht.

### **Der Rollibock (7;11)**

### **Aletsch**

Quelle: Naters, das grosse Dorf im Wallis von Erwin Jossen

Zu den ältesten Erzählungen von Naters gehört die Sage vom Rollibock. Seine Gestalt war die eines grossen Bockes mit langen Hörnern und feurigen Augen und sein ganzer Leib war statt der Haare mit Eisschollen behangen, welche bei seinem stürmischen Laufen ein furchtbares Klingeln verursachten. Mit der Kraft seiner Hörner soll er Land, Steine und Tannen aufgerissen und in die Luft geschleudert haben. Sein Aufenthaltsort war der Aletschgletscher. Nur selten kam er aus ihm heraus. Wenn aber ein Verwegener sich unterfing, über ihn zu spotten und ihn dadurch herauszufordern, dann brach er plötzlich aus seiner Einöde hervor und sprang so tollkühn über Stock und Stein, dass auch der schnellste Läufer ihm nicht entinnen konnte. Nur derjenige, der sich in eine Kapelle oder in ein Haus, wo gesegnete Gegenstände aufbewahrt wurden, flüchten konnte, war gerettet. Hatten aber seine Hörner ihn vorher gepackt, wurde er zu Staub und Asche zermalmt.

Die Sage ist ein poetisches Bild von der furchtbaren Naturgewalt des Märjelensees, bevor dessen künstlicher Abfluss (in den Jahren 1889 – 1894) geschaffen wurde. Sobald sich die Wassermassen so hoch angesammelt hatten, dass das Becken voll geworden war, suchte sich das Wasser gewaltsam einen Abfluss durch den Aletschgletscher. Da gab es nun ein Krachen und Eisgeklingel, ein Dröhnen und ein Rauschen, bis nach drei Tagen die Rhoneebene überschwemmt war und der Rollibock (Märjelensee) seinen Rachengang vollendet hatte.

### **Das Kriegsloch im Giessengletscher**

### **Am Jungfrauberg**

Quelle: Ein Kratten voll Lauterbrunnen Sagen von Hans Michel

Oben am Jungfrauberg, in der weiten, weissen Mulde zwischen Gross- und Kleinsilberhorn, entspringt der mächtige Eisstrom des Giessengletschers. Wie ein breites Band aus blauem Samt fliesst er mitten über den Berg nieder gen Trümmleten. In der untern Hälfte ist ein grosses, schwarzes Loch, umbrandet von Eistürmen, wie es sonst nirgends in einem Gletscher zu finden ist. Man sieht hier durch den nackten Felsenleib des Berges. Es ist kein besonders grosser Felszahn, der aus dem Eisstrom emporragt und niemand weiss, warum der seltsame, schwarze Fleck nicht ständig vom Gletscher überflutet wird.

Ein wilder Gänger aus dem Weiler „unter den Stauden“ zu Lauterbrunnen kletterte einmal allein über die Eiswirris hinauf zum grossen Loch. Er behauptete, hier ströme aus dem Bergesinnern warmes Wasser. Keiner kann sagen, ob dem so sei, aber das weiss man seit Jahrhunderten, dass ein grosser Krieg ausbricht, wenn das Loch verschwindet.

So war es auch während der zwei letzten grossen Völkerhändel, dem Siebziger- und dem Weltkrieg. Am Anfang von beiden ging das Loch oben in der Giesse zu und erst am Ende des Krieges wieder auf.

Deshalb nennen es die Leute das Kriegsloch und sind eh und je erschrocken, wenn der hangende Gletscher darüber wuchs.

### **Von der Walliser Petronellenglocke (9;11)**

### **Wallis**

Quelle: Zeitungsausdruck Museum Grindelwald

Einst litten die Bewohner der Dörflein und Weiler an den sonnigen Hängen ob Mörel nicht nur unter den strengen Herren von Mangipane, sondern auch unter Wasserarmut, Dürre und Hunger und ihre Viehhabe fand kaum genug Futter zum Überleben. Zu allem Unglück brach während eines Frühlingsföhnsturms auch noch ein verheerender Brand aus. Die Leute retteten nur wenig von ihrer spärlichen Habe, der Priester aus dem Kirchlein, was er raffen konnte. „Versucht, das Glöcklein aus dem Turm ins Freie zu bringen!“ rief er einigen Burschen zu. Sie konnten es wirklich unbeschädigt bergen. Nach überstandem Schrecken berieten die Männer, was nun zu tun sei. Auf Rat des Priesters beschlossen sie, wie schon so viele ihrer Leute, auszuwandern und zwar wollten die älteren Männer mit allen Frauen und Kindern über den Aletschgletscher ins Bernerland hinüber steigen, während die Burschen mit dem Vieh den langen Umweg über die Grimsel machen sollten.

Der Priester schloss sich dem Zug über den Gletscher und das Mönchsloch an. Auf einem schnell gebastelten Gerüst trugen einige kräftige Männer auch die gerettete Glocke mit. Am letzten Tag des Monats Mai machten sie sich auf den Weg. Er war lang und mühsam. Weit oben, wo mehrere Gletscher zusammenströmten, machten sie einen längeren Halt. Nebel kam auf. Der Priester war sehr besorgt um seine Leute. Er rief sie zusammen und sprach zu ihnen: „Hört, heute ist das Fest der heiligen Petronella. Sie war vornehmen Stands, aber gut und barmherzig zu den Armen der Stadt Rom. Darum wurde sie vor mehr als tausend Jahren heilig gesprochen. Wir wollen ihr geloben, da oben am Mönchsloch zu ihrer Ehre eine bescheidene Wegkapelle zu erbauen, wenn sie uns glücklich hinüberführt. Das Glöcklein aus unserem zerstörten Kirchturm, das wir in die neue Heimat mitnehmen wollen, soll dort oben bleiben und Leuten wie uns, die hier vielleicht auch in Zukunft von der gleichen Not gedrängt vorbeiziehen, den Weg weisen.“ – Alle waren einverstanden.

Mit frischem Mut zogen sie weiter und gelangten schliesslich glücklich auf die obersten grünen Triften jenseits des Mönchslochs im Grindelwaldtal. Am nächsten Tag aber stiegen einige Männer mit dem Priester wieder hinauf zum Loch, wo sie am Vortag die Glocke in einer Felsenspalte zurückgelassen hatten. Sie bauten aus Steinen ein kapellenähnliches Geviert und hängten die Glocke da hinein. Die Sage berichtet: Während der Priester das Bethaus segnete und der heiligen Petronella weihte, wurde das Glöcklein so nachhaltig geläutet, dass sein Klang bis zu den Frauen und Kindern hinunterdrang. Die durch keine Tür verschlossene, jedem offene Kapelle der heiligen Petronella stand jahrhundertlang da oben an der Grenzscheide zwischen Wallis und Bern. Bei Sturm und Nebel soll das Glöcklein oft geläutet und

vielen Verirrten den Weg gewiesen haben, ohne dass einer je gesehen hätte, ob es von Menschenhand bewegt wurde.

Ob der Standort dieses schlichten Bethauses nun das Obere und das Untere Mönchsloch gewesen sein mag, ist eine nebensächliche Frage. Da aber bekanntlich jede Sage auf einem realen Hintergrund beruht, muss man sich schon fragen, ob es diese Walliser Petronellenglocke je einmal gegeben hat!

### **Ein verschwundener See (1)**

### **Aus ältesten Zeiten**

Quelle: Zeitungsausdruck Museum Grindelwald

Die Sage von Schillingsdorf meldet uns, dass dieses Dorf in grauer Vorzeit durch einen von der Burg herabrollenden Bergsturz verschüttet worden sei. Ein einziger Blick auf das Terrain beweist die Tatsache des Bergsturzes. Noch heute wird ganz nahe bei der Station der Felsblock gezeigt, der hinter einem Hause stehen geblieben ist und dieses dadurch gerettet habe. Durch den gewaltigen Bergsturz wurde die Lutschine gestaut und es bildete sich ein See, bis sich das Wasser durch den Trümmerhaufen einen Abzugskanal gefressen hatte. Da ungeheure Felsenmassen herabgestürzt waren, dauerte es lange, bis dies geschehen war und es bestand daher auch lange ein See. Aus dieser Zeit rühren die Namen beim See, bei der Seeplatte und beim Seegraden.

### **Die ersten Bewohner (8;11)**

### **Leukerbad**

Quelle: Zeitungsausdruck Museum Grindelwald

Es lebten einst zwei adelige Brüder, die beide die gleiche Prinzessin Blanka von Mans liebten, weil sie so bildhübsch war. Jeder wollte sie zur Frau nehmen und deswegen gab es Streit. Rudolf von Asperling tötete so seinen Bruder und musste dann fliehen.

Mit Blanka zog er ins wilde, damals unbewohnte Tal von Leukerbad. Es standen nur zwei, drei Ställe da, die Leuker oder Siderser Herren gehörten. Hier bauten sie sich ein Haus.

Eines Tages verliess Rudolf die Hütte und ging auf die Jagd. Als er sich am Abend verspätete, fürchtete Blanka für ihn und rief ihn laut schluchzend. In ihrem Kummer liess sie sich an einer Quelle nieder und schenkte hier im dunklen Wald einem munteren Knaben das Leben.

Rudolf war inzwischen zurückgekehrt und fand sie mit ihrem Kind. Die Quelle ihr zur Seite floss jetzt heiss, erwärmt durch Blankas Schmerz und ihre Tränen. Rudolf taufte damit voll Freude seinen Sohn auf den Namen Lorenz.

Daher soll auch der Name St.-Lorenz-Quelle stammen.



## II. TEIL - ALPEN- UND SENNENSAGEN AUS DEM BERNER OBERLAND

### Der Ursprung des Kuhreigens (7)

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland, von Hermann Hartmann

Vor Zeiten war auf Bahlisalp im hinteren Stafel ein Hirt namens Schlupf-Menk. Als er einst um Mitternacht auf seiner Lagerstelle vom Schlaf erwachte, hörte er unter sich in der Küche das Feuer knistern. Aufspringen und zusehen, was es da geben möge, war eins. Was sieht da der Senn:

Stehen da drei Burschen, die eben anfangen zu käsen, um die Feuergrube. Vor Schreck vergisst der Senn die Scheltworte ganz, die ihm auf der Zunge sind, denn der erste von den Dreien, der eben Milch hereinholt, ist ein grosser Schwarzer, angetan wie ein Küher. Der zweite, der ihm die Milch abnimmt und sie übers Feuer bringt, ist klein und bleich mit schneeweissem Gesicht, fahlen Haaren und himmelblauen Augen. Der dritte jedoch hat ein grünes Kamisol an und um seine Lenden eine Jägertasche gegürtelt. Der sitzt auf dem Dreibein, schaut ins Feuer und legt dann und wann einen Klotz Holz unter den Kessel.

Wie nun der Augenblick da ist, dass die Milch gerinnen soll, zieht der Grünrock eine Flasche hervor, aus welcher er blutroten Käslab in den Kessel schüttet. Der Schwarzriese aber fängt an, sie mit dem Becher umzurühren. Da zieht der Bleiche ein gewundenes Horn hervor, schreitet damit auf die Türe zu, die sich vor ihm von selbst öffnet, und geht hinaus. Draussen ertönt jetzt auf einmal das Horn mit lieblichen Weisen, dass dem Horcher das Herz im Leibe lacht, und die Herde herbeiläuft, den Klängen zuzuhören.

Inzwischen hat der grosse Schwarze den Käs herausgeschöpft und zum Formen in den Reif getan. Die Sirte schöpft er in drei Geschirre ab. Da verfärbt sie sich in dem einen blutrot, in dem anderen grasgrün und in dem dritten schneeweiss. In diesem Augenblick gewahrt der Schwarze den lauschenden Menk und befiehlt ihm, von der Lagerstelle herabzusteigen. Dem Sennen graut, derweilen aber just der Bleiche zur Türe hereinkommt und ihm einen freundlichen Blick zuwirft, fasst er ein Herz und steigt nieder.

„Aus einem von diesen Geschirren musst du trinken!“ herrscht ihn der Schwarze an. „Willst von der Roten, so wirst du stark deiner Lebtag lang, gewinnst alles mit Gewalt und niemand kann etwas gegen dich ausrichten. Darüber hinein gebe ich dir noch hundert rote Kühe.“

Da beginnt der zweite, der Schnauzbärtige im Grünrock: „Was willst du mit hundert Kühen, bist du nicht schon häbig genug? Trink von der Grasgrünen, dann geb ich dir noch mehr, Gold und Silber in Fülle und Überfluss, dass du der Reichste sollst sein.“ Mit diesen Worten schüttet er vor dem Sennen einen Sack voll Gold und Edelsteine aus.

Menk aber schaut sich nach dem dritten, dem Bleichen um. Der steht bei der Feuergrube und sieht hinein, als ob er träume. Wie er des Sennen Blick fühlt, da erröten seine Wangen wie Droselblumen. Und er spricht: „Weder Kraft, noch Glanz, noch Reichtum kann ich dir geben. Was ich dir gebe, ist mein Horn und die Gabe des Gesanges und der Musik, die darin schlummert. Nur wecken brauchst du es und dabei wird dein Herz beständig sein, du wirst stets haben, was du bedarfst, aber nicht mehr. Wo du dich mit dieser Gabe hören lassen wirst, sollst du männiglich erfreuen.“ Da greift Menk zu. Wie er von der weissen Sirte trinkt und das Horn ergreift, da ertönen aus demselbigen Melodien wie noch nie, dass es von Berg und

Tal hallt und die Leute auf allen Sennten zusammenlaufen, den Kuhreihen zu hören, in sich aufzunehmen und den Gesang des Friedens mit in ihre Hütten zu nehmen und in ihren Herzen zu verwahren.

### **Alpfahrt (7)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Wenn man im Berner Oberland im Frühling mit dem Vieh auf der Alp eintrifft oder einen anderen Staffel bezieht oder auch, wenn die Alp verlassen wird, zünden die Äpler ein Fudenfeuer an. Das nennen sie Posternächten. Die Jungen sammeln dann nah und fern Holz und brennbares Gestrüpp zusammen. Auf einem das Tal beherrschenden Fluhrande wird ein Stoss aufgeschichtet und bei einbrechender Nacht angezündet. Dann schwingen die Burschen feurige Scheiben und lassen sie unter Jauchzen zu Tal fahren, indem sie denselben altertümliche Wunschsprüche für sich und ihr Mädchen nachrufen.

Am Tag der zehntausend Ritter soll man mit der Herde nicht zur Alp fahren, denn der Äpler muss dann gewärtigen, dass ihm das Vieh entrückt wird. Freilich, wer sich auf diese Gefahr versteht, wird sich zu helfen wissen, wenn das Vieh bereits gebannt ist. Er sagt dann nur: „Wartet in Gottes Namen!“ - dann wird das Vieh still stehen.

### **Der Follenküher (7)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Vom Rücken des Gerstenhorns zieht sich nach der Westseite hin bis an das Schwabtor ein bogenförmiger Gebirgsgrat. Zwischen beiden aufgegipfelt steht das weltberühmte Faulhorn da. Vorn, am Fusse desselben, liegt über der Felswand Schweifisband die Bettenalp. Auf ihrer östlichen Seite befindet sich eine trichterförmige Vertiefung, „Folle“ genannt. Dieser gegenüber liegt ein grosser, viereckiger, in der Mitte gespaltener Stein, der „Lugistein“. (=Lügenstein)  
Zwei Sennen, Vater und Sohn, wirtschafteten auf Bettenalp. Sprach eines Tages der Alte zum Jungen: „Ich gehe den Kühen nach.“ Er ging aber auf Fangisalp zum Kartenspiel, denn, er war ein arger Spieler. Während er droben beim Spiele sass und bei wetten und fluchen die Zeit verbrachte, stieg ein Gewitter herauf. Von Blitz und Hagel geängstet sprang das Vieh der Folle zu, deren schmaler Auslauf am Fluhrande über himmelhohem Abgrund lag. Der junge Hirt sah die Gefahr. Verzweifelt hingte er sich nach Äpler Brauch der letzten Kuh an den Schwanz, um die Herde zu retten. Vergeblich! Sie stürzte durch die Folle mit ihm hinab in die Tiefe. Sobald der Vater von dem Geschehen Kunde erhielt, verliess er das Spiel und es sah ihn von dem Tage niemand mehr. Seither hören Äpler und Gemsjäger zeitweilig das Gebrüll der Kühe und das Tönen der Glocken einer Sennerei und das Locken des Hirtenbuben: „Şcă, şcă, şcă!“

### **Der schwarze Mann (7)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Auf der Alp im Oberhasli wurden vor Zeiten den Sennen Kühe getötet und zwar immer diejenigen, welche am reichlichsten Milch gaben oder die schönsten waren.

Mancher Äpler, der nicht von der Alp ziehen wollte in der Meinung, es werde besser kommen oder es könne endlich dem Unwesen ein Ende gemacht werden, verlor zuletzt all sein Vieh. Endlich kam es doch so weit, dass niemand mehr den Berg bewohnen wollte. Von nun an sah man öfters eine Kuh, die im saftigen Grase weidete. Wenn sie erschien, war eine Stimme zu hören: „Wer diese Kuh in einer Stunde fertig melkt und eine Nacht in der Hütte bleibt, erlöst die Alp.“

Mancher wackere Jüngling ging hinauf, das Wagestück zu versuchen, kehrte aber nie mehr ins Tal zurück. Endlich ging ein beherzter Äpler von einem anderen Berg hinauf. Er traf die Kuh im Stall der Sennenhütte an und unternahm sein Werk. Ganze Melchtern voll Milch entzog er ihrem Euter. Aber, als sein Werk dem Vollbringen nahe schien, kam mit fürchterlichem Gepolter ein schwarzer Mann zu ihm in den Stall, der ihn auf mancherlei Art in seiner Arbeit zu stören trachtete. Der Hirt jedoch achtete sich des unheimlichen Gesellen nicht, stand ihm auch nicht Rede und Antwort. Darum war er in einer Stunde mit dem Melken zu Ende. Doch jetzt folgte ihm der schwarze Mann auf Schritt und Tritt, wo immer er sich auch hinwandte. Selbst in sein Bett begleitete er ihn und legte sich mit seinen eiskalten Gliedern neben den Hirten. Um Mitternacht aber stand er auf, ging in die Küche und grub mit einem Pickel ein Loch in die Erde. „Komm, hilf jetzt!“ herrschte er den unerschrockenen Senn an. „Komm, hilf da!“ Der Hirt zeigte nicht grosse Lust, in mitternächtlicher Stunde dem Befehl nachzukommen und blieb auf seinem Strohsack liegen. Bald erschien der Schwarze noch einmal unter der Gadentür und hielt ängstlich an, dass jener doch komme, ihm zu helfen. „Nur noch einmal rufe ich dir“, sprach er, „kommst du das dritte Mal nicht, dann sieh zu, wie es dir ergeht.“

Wirklich folgte ihm der Äpler auf den dritten Ruf in die Küche. Dort stand ein grosser Kessel abgedeckt, der bis zum Rande mit Silber und Gold angefüllt war. Sie zogen denselben heraus und der mitternächtliche Gast sonderte das Gold in drei Haufen. „Du hast dich wacker gehalten,“ sprach er, „die Alp ist erlöst. Dieser Haufen hier ist darum dein eigener; der mittlere da gehört dem Eigentümer der Alp und jenen dort gib denjenigen, welche auf diesem Berge um Hab und Gut gekommen sind.“ Nachdem er so gesprochen, verschwand er und ist seither nicht wieder gesehen worden.

## **Schmützenried (5)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Einem Manne Namens Schutz, der lieber auf der faulen Haut lag, als sich durch der Hände harter Arbeit sein täglich Brot zu verdienen, war von der Gemeinde Zweisimmen, der er zur Last gefallen, der Ruttenwald zum Reuten übergeben worden. Hier hätte er sich nach und nach eine Heimstätte gründen können. Statt dessen missgönnte er allen Leuten, die unten im Tale grüne Wiesen hatten, ihren Besitz. Eines Tages, als er sich wieder einmal bei der Arbeit in der Höhe ärgerte, stand plötzlich ein kleines Männchen neben ihm, das ihn zu einer hohen Felswand führte. Mit Staunen gewahrte der Missgünstige in derselben ein grosses Tor, aus welchem heller Lichterglanz brach. Das Zwerglein sprach: „Diese Türe, die sich nur alle hundert Jahre einmal öffnet, führt zu allen Schätzen der Welt. Gehe hinein, wähle, doch wähle klug und verpasse den Augenblick nicht, sonst musst du drinnen bleiben. In einer Stunde schliesst sich die Türe wieder auf ein ganzes Jahrhundert.“ Da stand nun der Faulenzer und startete die unermesslichen Schätze in der Erde Schoss an. Er hätte alles an sich reissen, alles forttragen mögen. Bald ergriff er einen Edelstein, bald eine Kette oder Krone von Gold, dann wieder einen ungeformten Goldklumpen, um schliesslich unschlüssig wieder alles hinzulegen und

noch Wertvolleres zu finden. In seinem Herzen sann er nur, wie er seine Nachbarn überbieten könne. Darüber vergass er die Kürze, der ihm zugemessenen Stunde. Sie war um, noch ehe er zu einem Entschluss kommen konnte. Ohne das Geringste von den Schätzen mitnehmen zu können, musste er hinauseilen, um nur sein nacktes Leben zu retten.

#### **Das Britschen - Mandli (4)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Auf Stalden, einer Höhe im bernischen Saanenland, lebte vor uralten Zeiten ein Küher. Weder für ihn, noch für seine Freunde gab es etwas Rechtes, Gutes, oder Heiliges und über alles meinten sie spotten zu müssen. Einmal hatten sie zur Vesper Rahm und Weichkäse. Als sie sich satt gegessen hatten und nichts mehr mochten, nahm einer von ihnen den Rest Käse und gestaltete daraus ein Männlein mit Kopf, Händen und Füßen. Mit dieser Gestalt trieben sie nun ihren Mutwillen. Da fiel dem Küher ein, er wolle das Männchen aushöhlen, dann goss er ihm heisse Käsemilch ein und rief: „So, jetzt bist warm, lauf, du Ungeheuer.“ Dazu lachte er aus vollem Halse. Wie erstaunte er aber mit seinen Gesellen, als das Männchen plötzlich zu wackeln begann, vom Tische sprang und zur Türe hinaus ins Freie eilte. Vor Schrecken wurden sie weiss wie der Tod und fingen an allen Gliedern zu schlottern an. Doch die Sache konnte nicht mehr ungeschehen gemacht werden.

Von dieser Zeit an hatten die Gesellen keine ruhige Stunde mehr. Das Britschenmännchen wurde ein schreckliches Ungeheuer, das alle Nächte erschien, um sie zu plagen, ihnen das Vieh über die Felsschöpfe hinausjagte und in den jungen Käse etwas schüttete, dass er sich zu blähen begann und verdarb. So wurde das Leben auf Stalden eine Unmöglichkeit. Kein Mensch wusste zu helfen und es war ganz natürlich, dass sich niemand mehr getraute auf jener Alp das Vieh zu sömmern. Da kam einmal ein gescheiter Doktor ins Land. Der hiess den vertriebenen Sennen ein Stierkalb aufziehen und ihm sechs Jahre lang nichts als ganze Vollmilch zu geben. Dann sollte er das Tier auf den Stalden treiben, aber bei Leib und Leben nicht weiter mit ihm gehen als bis zum Unterstafel, der Stier werde seinen Weg dann schon weiter finden. Der Senn tat, was ihm geheissen. Nach sechs Jahren brachte er das mächtige Tier zum Vorstafel des Staldens. Dasselbe lief nun schnurstracks zur Alp hinauf, der Senn schaute von ferne mit Bangen zu. Noch Jahre hernach, wenn er davon erzählte, überkam ihn ein Grausen.

Kaum war der Stier bei der Hütte angelangt, schoss das Ungeheuer auf ihn los. Es begann ein heftiger Streit, ein Brüllen und Toben, dass es weithin wie Lawinendonner hallte. Der Kampf währte so lange, bis beide, Stier und Britschen-Mandli über die Felsen stürzten und in der Tiefe zerschellten. Fortan war der Stalden wieder eine gesegnete Alp, denn niemand wagte es mehr, mit Heiligem sein Gespött zu treiben.

#### **Die begrabene Seuche (7)**

Quelle: Sagen vom Berner Oberland von Hermann Hartmann

Zweimal herrschte auf dem Berg Ällgäu über Habkeren im Amt Interlaken eine verheerende Seuche. Das erste Mal wütete dieselbe so arg, dass man eines morgens neun Kühe beieinander tot fand. Man rief einen Kapuziner aus dem Luzernerbiet herbei, um das Übel zu bannen. Er kam und bannte es unter den Boden in eine Grube und verstoss die Öffnung mit einem Stück Holz. Er befahl auch, dass

man künftig alljährlich in der Sankt Johannisnacht den Ertrag eines halben Tages von den eben auf den Alpen Bohl und Ällgäu sömmernden Kühen, in Käse und Zieger, unter die Armen der Gegend verteilen solle und verhiess diesen Alpen Schonung von der Viehseuche auf so lange, als man dem Gebot getreulich nachkomme und jenes Loch verschlossen bleibe. Daher rührt die noch bestehende Sitte, dass auf den Alpen alles, was man am 4. Juli morgens melkt, für die Armen des Tales zu Käse und Zieger verarbeitet wird. Am 5. Juli wird der ungesalzene Käse in den Twirrispeicher hinausgetragen und dort unter die Armen verteilt. Man nennt dies St. Johanssen, weil es am St. Johannstag alten Stils geschieht.

Nach anderen hat der oberländische Wunderdoktor Brühlfritzlín die Pest in einen wachsenden Baum eingelegt. Aber das geheimnisvolle Holz wurde später gefällt; da kam sie wieder.

### **Die weisse Gemse (7)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermaann Hartmann

Über dem Kiental ragt ein Horn aus Felsgestein. Schnyders Horn heissen's die Älpler. Ehedem war dasselbe nur schlechthin Horn genannt. Es lebte aber ein loser Bursche im Tal, ein Tunichtgut; wollt' nicht schaffen, wollt' nur herumstreifen dem Gemswild nach. Zuerst ward ihm auch im Berg das Glück nicht hold. Da machte er einen Pakt mit dem Teufel. Von dem Tage an wurde er der berühmteste Gemsjäger weit und breit, ein gefürchteter Mann im Gebirge. In den Bändern um Schnyders Horn weideten von Alters her die schönsten Gemsen. Dorthin trug der Teufel den Jäger jeden Morgen vom Alpstafel. „Schiess mir alle Gemsen“, sprach der Teufel, „nur die weisse nicht, denn sie ist mein Liebling.“ Der Jäger tötete nach Herzenslust, badete Hände und Füsse im Gemsenblut, weil dies Halt und Schritt sicher macht. Auch trank er vom Blute der armen Gemordeten, und, je mehr er trank, desto blutiger ward er. Eines Morgens jagte er wieder in den Bockpfäden. Da stand plötzlich die weisse Gemse vor ihm. „Du bist mein“, sprach Schnyder, „ich fürcht' auch den Teufel nicht!“ Das Geängstete machte kehrum und lief in den Bockspfäden davon. Hurtig der Jäger hindendrein, wie er aber jetzt anlegte und der Gemse eine Kugel nachsandte, trat der Teufel vor ihn und schlug ihn über die Felswand, dass er tief unten im Gestein zerschellte.

Nach Jahr und Tag erst hat man an einer Felszacke sein Gewehr hängen gefunden.

### **Warum man ein Tälchen die Lenk heisst (8)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

In alten Zeiten kam übers Meer von Ägypten her ein ganzes Kriegsvolk nach dem Wallis. Es waren lauter Christen. Da aber die Walliser noch Heiden waren, töteten sie die Krieger. Ein einziger Mann entrann, der hiess Longinus. Lange irrte der Alte im Gebirge umher. Dazumal versperrten noch keine Gletscher die Höhen. Droben am Wallisberg, wo heute kein Gemsejäger mehr über das Eis furbass mag, lag eine grosse Alp von hundert Rinderweiden, welche man gemeinhin Blüemliberg nannte. Dreimal des Tages konnten dort oben die Kühe gemolken werden. Über diese Alp herab kam Longinus, hungernd, dürstend, wund an den Füssen und vom Scheitel zur Sohle zerlumpt. Die Leute des Tales aber erbarmten sich seiner, nahmen ihn freundlich auf und gaben dem Flüchtigen Raum in ihren Hütten. Als er sich ihr Vertrauen erworben, lehrte er sie den Christengott kennen. Da konnten sich nun die Hexen und Strüdlén den Mund wischen und gehen. Das Gemäuer auf dem Burgbühl,

das zu den Götzenopfern gebraucht worden war, zerfiel. Als aber Longinus starb, mahnten die Leute das Tälchen, in dem sie wohnten, in dankbarer Erinnerung an ihn, „die Lengg“.

#### **Die Kristallhöhle im Hinterbirg (4)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Vor langer Zeit suchte einst ein Hirte auf Alp Tshingelfeld am Faulhorn des Abends weitab von der Hütte seine verlaufenen Ziegen zusammen. Als die scheidende Sonne noch eben die obersten Gipfel der Schneeberge mit goldener Pracht beschien, gelangte er nach dem Hinterbirg, einer unheimlichen Wildnis. Wie nun der Hirte an den Rand eines silberweiss dahinschäumenden Baches trat, öffnete sich plötzlich vor ihm gegen den Fels zu eine grosse Kristallhöhle. Entzückt über diese unerwartete feenhaftige Erscheinung stand er vor der Öffnung. Von den Wänden des Gewölbes ragten lange Kristallzacken und waren in buntem Gold- und Silberschein einen majestätischen Farbenglanz. Anfänglich lockte die Wunderpracht den Äpler, völlig hineinzugehen. Als er jedoch mit seinem Alpenstock an die vorderste Zacke schlug, wurde ein hallendes, beinahe überirdisches Echo im Innern hörbar. Grausend wandte er sich hinweg und zog in seine Hütte. Am anderen Tage zog es ihn wiederum nach der geheimnisvollen Stätte hin, aber das Tor des unterirdischen Zaubergemaches öffnete sich ihm nicht wieder.

#### **Beatus und die Zwerge (7;5;6;9)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Als Beatus im Oberland das Evangelium verkündigte, gab es noch Zwerglein, kleine „gesegnete Leutlein“ oder Bergmännchen, die in verborgenen Felsklüften wohnten. Sie zogen sich zurück vom Weltverkehr und galten allgemein als menschenscheu. Den stillen, braven Menschen waren sie gern behilflich in Haus und Feld. Gar manche Arbeit nahmen sie denselben ab. Mit dem heiligen Beatus nun knüpften sie alsbald freundschaftliche Beziehungen. Sie waren ihm höchst dankbar, dass er den Drachen aus der Höhle vertrieben hatte; denn derselbe war auch ihnen zum Schrecken gewesen. Jetzt durften sie doch wieder ungehindert aus dem Innern des zerklüfteten Berges, wo sie ihre Wohnung hatten, dem Felsenspalt des Beatenbaches folgend, ans Tageslicht treten. Sie sorgten dem Apostel für seinen leiblichen Unterhalt, brachten ihm dürres Holz zur Feuerung, damit er in seiner Höhle\* vom Rauch nicht allzu übel geplagt werde. Das Wasser holten sie ihm aus dem murmelnden Bach nebenan; wenn das Wetter gar zu unlustig war, so schlüpfen sie zu diesem Zweck durch das enge Felsloch im nordwestlichen Winkel seiner Höhle, um tief im Berginnern aus dem felsgeborenen Quell zu schöpfen. Von den Flügen herab brachten sie ihm Gemsmilch und feine Käslein. Ja, sie führten ihm selbst Gemen zu, dass er sie wie zahme Ziegen behandeln konnte. Östlich beim Eingang seiner Klause richtete er in den kleinen Grotten Ziegen- oder Gemsställe ein. Mit aller Sorgfalt hüteten und molken ihm die Zwerglein seine Haustiere. Sie halfen ihm auch unterhalb seiner Höhle allerlei Fruchtbäume pflanzen und pflegen. Die reifen Früchte lasen sie behutsam ab und brachten sie in seine Höhle. Beatus aber brauchte das wenigste für sich selber. Er trug die saftigen Früchte als Labsal hin zu den Kranken. Auch die heilsamen Kräuter aus seinem Gärtlein dienten zur Arznei für allerlei Leidende der Gegend. Die Zwerglein brachten ihm von den hohen

Berggipfeln herab gar manches seltene Pflänzchen mit heilwirkenden Eigenschaften. Biberklee und Lilien waren in St. Beatus Garten besonders reichlich vertreten.

*„Die Beatushöhle ist die grösste zugängliche Höhle des Berner Oberlands und Teil eines Höhlensystems, das möglicherweise mit jenem des Seefelds und des Hohgants verbunden ist. Teile der Höhle wurden bereits in der Steinzeit als Lagerstätte oder Wohnort benutzt. Im 66. Jahrhundert soll ihr Eingangsbereich dem irischen Missionar Beatus als Einsiedelei gedient haben. Als sicher gilt, dass sie bis ins frühe Mittelalter von Eremiten bewohnt war. Ab dem 11. Jahrhundert wurde die Klause zum Wallfahrtsort.“*

### **Schneeaugen auf dem Schreckhorn (9)**

Quelle: Challigroosi u Muggestutz von Rudolf Rubi

Von den hohen Bergen, die das Grindelwaldtal umstehen, erkennt man von ferne das Schreckhorn an den zwei auffallenden Schneeflecken auf seiner Spitze. Das sind die Seelen verdammter Nonnen aus dem einstigen Kloster Interlaken, die, statt ihr Gelübde eines Gott wohlgefälligen Wandels einzuhalten, ein sündiges, lasterhaftes Leben geführt hatten und nun als glänzend weisse Schneeaugen vom Schreckhorn herunter die Mädchen im Tale mahnen müssen, sich so fleckenlos wie frischgefallener Schnee zu bewahren, zu Gottes Ehre und zum Heil ihrer Seelen.

### **Die Scheideggmarch (8)**

Quelle: Challigroosi u Muggestutz von Rudolf Rubi

Berggrate und Wasserscheiden sind von der Natur gegebene Grenzen und, wo der Mensch sie nicht annimmt und sie überschreitet, gerät er leicht in Streit mit den Nachbarn. In Grindelwald reicht die Scheideggalp weit über die Wasserscheide zwischen Gernsberg und Wetterhorn auf die Hasliseite hinüber und bis zum Schwarzwald hinunter, was den Oberhaslern bis auf den heutigen Tag ein Ärgernis und ein Unrecht ist. Seit wann Hasler und Grindelwalder um den Besitz der oberen Alpweiden östlich der Gratscheide stritten, berichten weder Schrift noch Satzung. Mündliche Überlieferung aber erzählt vom schliesslichen Überdruß der Streitenden und ihrer Übereinkunft, dem Zank mit einem endgültigen Schiedsspruch ein für allemal ein Ende zu setzen.

So besammelten sich denn gemäss Abrede die Ausgeschlossenen der beiden Talschaften im Schwand, wo die strittige Grenze war. Die Schiedsrichter forderten die Grindelwalder auf, begründete Aussage zu tun, seit wann und warum die Alpengrenze gerade hier verlaufe. Da trat der älteste Grindelwalder vor und tat mit erhobenen Schwur fingern folgenden Eid: „So wahr i de Schepfer über mier han, so wahr stahn i hie uf Grindelwaldboden!“ – und Grindelwaldboden sei es gewesen, solange er sich zurückbesinnen möge. Auf diesen Eid hin urteilten die Richter zugunsten der Grindelwalder und die Hasler hatten das Nachsehen. Der schwörende Grindelwalder aber hatte noch jenseits der Wasserscheide Erde in seine Schuhe getan und einen hölzernen Milchlöffel, ein Schöpfer, unter den Hut auf den Kopf gelegt und also betrügerisch seinen Eid abgelegt. Er fand keine Ruhe nach seinem Tod und muss immer wieder vom Schwandboden den Schwarzwald und das Rosenloui hinaus bis zum Twirgi reiten, oft verkehrt auf dem Rosse sitzend und sein Los beklagend. Zu sehen bekommt man den „Zwirgiryter“ nur alle hundert Jahre, und gelingt es dann nicht, ihn von seinem wildschraubenden Pferd herunterzureissen, so muss er weitere hundert Jahre reiten und büssen für seinen unseligen Eid.

## **Strahlegg (7)**

Quelle: Challigroosi u Muggestutz von Rudolf Rubi

Ein Geissbub, der weit im Zäsenberg oben seine Herde hütete, entdeckte eines Tages unter seinen Schutzbefohlenen ein offenbar verirrttes Steinböcklein. Er nahm sich des jämmerlich klagenden Tierleins sorglich an, versuchte, es an einer Ziege saugen zu lassen, was nicht gelang. Mit zwei Zicklein, denen der lange Weg ins Dorf hinab und wieder herauf fast noch zu viel war, barg er den Wildling für die Nacht in einem rasch gebauten Steinstillchen und brachte anderntags einen „Chalbernuggel“ mit, mit dem er nun dem Böcklein schön zu saufen geben konnte. Dieses wuchs und gedieh zusehends und übertraf bald alle Ziegen an Lebhaftigkeit und Kraft.

Eines Tages lief der Steinbock davon, immer höher und höher hinauf dem Gletscher zu und des Geissbuben Rufen und Locken nützte rein nichts. Der Bub war nicht gewillt, ihn einfach ziehen zu lassen und lief ihm nach. Der Bock machte auch vor dem Gletscher nicht halt, überquerte den dort ganz flachen Eisstrom zur Schreckhornseite hinüber und strebte schnurstracks einer Höhle am Fuss einer Felswand zu. Daraus traten mit einem Mal zwei kapitale Böcke und eine stattliche Geiss und nahmen den Flüchtling in Empfang, wie wenn er nur gerade kurz abwesend gewesen wäre.

Der Verfolger des Böckleins näherte sich vorsichtig, doch die alten Tiere beachteten ihn kaum und der Knabe warf einen neugierigen Blick in die Höhle. Die schon tiefstehende Sonne schien hinein und ein tausendfältiges Funkeln und Glitzern verriet dem Überraschten, dass er sich in einer Kristallgrotte befand. Er konnte sich an der gleissenden Pracht nicht satt sehen, schlug schliesslich behutsam eine der schönsten Strahlen ab und machte sich damit schleunigst auf den Heimweg.

Im Dorf zeigte das Geisshirtlein seinen Kristall den Frauen, die ihre Ziegen abholten. Das Gerede darüber nahm seinen Weg noch gleichen Abends durch einen Grossteil der Häuser.

Am nächsten Morgen gesellten sich während des Aufstiegs zwei Männer zum Geisshirten. Sie trugen Hutten mit Hämmern und Brecheisen und verlangten von dem erschrockenen Buben unmissverständlich, dass er sie zu der Kristalhöhle führe. Das tat das Hirtlein ungern, denn die zwei waren die vertracktesten Nichtsnutze im Dorf. Aber es blieb ihm nichts anderes übrig. Ums Mitgehen konnte er sich schliesslich drücken, indem er ihnen zuoberst im Zäsenberg genau beschrieb, wo sie die Höhle finden würden. Er sah und hörte den ganzen Tag nichts mehr von ihnen. Am folgenden Tag überliess er die Ziegen eine gute Weile sich selber. Der Gwunder stach ihn, was die beiden Kerle in der Höhle wohl angerichtet hatten und er hoffte auch seinen Steinbock wieder zu sehen. Dieser entdeckte seinen Pfleger schon von weitem, sprang flugs herbei, umtollte ihn übermütig in hohen Sprüngen und liess sich nach Kräften flattieren. Der Knabe freute sich von Herzen des zutraulichen Tieres. Er fand auch die Höhle wieder und, oh Wunder – sie war unversehrt, nicht einer der glänzenden Zapfen war herausgebrochen! Die beiden üblen Gesellen hatten sie allem nach nicht entdeckt. Diesmal sah der Bub eine schöne Strahle am Boden liegen und nahm sie mit.

Im Dorfe hatten die erfolglosen Kristallsucher inzwischen den Geisshirten als Phantasten und Lügner verlästert und ihn aufgezogen. Aber als er nun wieder einen herrlichen Stein heimbrachte, beschloss ein ganzer Schwarm gieriger Schatzsucher morgen mitzugehen, um dem Bürschlein auf die Schliche zu kommen.

Diesmal gab es für ihn kein Ausweichen; er musste mit. Unterwegs sann er auf Flucht, doch sah er die Nutzlosigkeit ein. Ach, käme ihm doch der Challigroosi zu Hilfe, das Geheimnis des Berges zu retten!



Nach gähem und jähem Aufstieg und eiligem Queren des Gletschers stand die habgierige Schar endlich vor der Felswand. Mauerglatt war sie und nirgends auch nur eine Spur einer Höhle. Von allen Seiten drangen die Ungeduldigen auf den Geissbuben ein: „Wa ischd jetzen die Hehli?“ „Hie isch si gsyn, ganz sicher!“ beteuerte das Hirtlein immer wieder. Natürlich wollte ihm niemand glauben. Schon wurde er von harten Fäusten gepackt, das Schlimmste drohte ihm, da öffnete sich mit gewaltigem Donnerschlag die Felswand, ein Steinböcklein sprang heraus und zu dem bedrohten Hirten hin und, umgeben von blendendem Glanz und gefolgt von drei stattlichen Steinböcken, trat der Challigroosi mitten unter die zu Tode erschrockenen Dörfler, stiess unsanft die Rauholde zurück, die den Knaben gepackt hielten, ergriff diesen sorglich an der Hand und nach wenigen Schritten waren Steinböcke, Geisshirt und der Alte in einer Nebelwand verschwunden. Mit einem zweiten donnerähnlichen Krach schloss sich die Höhle wieder. Und nun brach ein schauerlicher Schneesturm los, dem ein volles Dutzend der gierigen Schatzsucher erlag.

Niemand hat seither die Kristallhöhle an der Strahlegg wieder gefunden. Es heisst, dass sie sich nur alle hundert Jahre einem Glücklichen öffne.

### **Challigroosi und Muggestutz (4;7)**

Quelle: Challigroosi u Muggestutz von Rudolf Rubi

Eine gar launige Mär berichtet vom Zusammentreffen der beiden Herrscher in Grindelwalds Sagenwelt, vom Zwergenkönig Muggestutz und vom Föhngewaltigen im Eismeer, Challigroosi.

Der alternde Muggestutz hatte sich das zierliche Babeli vom Chrinnengletscher oben am Wetterhorn zur Frau genommen. Das Chrinne-Babeli war ein schlaues Ding und nahm bald einmal die Regierungszügel im Zwergenreich fest in die eigenen Hände. Es bildete sich ein, Herrscherin über alles und jedes im Tale zu sein. Eines Tages wurde ihm aber gesagt, dass im Challi drüben im stolzen Wildschloss einer gesagt habe, dass im Challi drüben im stolzen Wildschloss einer hause, den es wohl auch zu respektieren hätte. Das liess ihm bei Tag und Nacht keine Ruhe und es lag Muggestutz ständig in den Ohren, es wolle diesen Challigroosi persönlich kennenlernen. Es müsste doch merkwürdig zugehen, wenn der offenbar sehr eingebilddete Klotz seinem Charme nicht auch erliegen und ihm huldigen würde. Muggestutz willigte schliesslich ein, einen Boten ins Wildschloss zu senden und um ein Zusammentreffen zu bitten, bei welchem dem Alten die Königin vorgestellt werden sollte.

Allein, der Abgesandte kehrte mit schlechtem Bescheid zurück und einem zweiten erging es nicht besser: Der Challigroosi hatte nicht Zeit zu unnützen Empfänger, der war mit der Pflege des Wildes beschäftigt.

Das Chrinne-Babeli war äusserst ungehalten und in seiner Würde tief verletzt. Es ordnete an, dass nun der höchste Würdenträger im Zwergenreich ins Challi gesandt werde und, dass er den Mehltsch – womit es eigentlich den Dolmetsch meinte – mitzunehmen habe; denn der ungeschlachte Alte dort drüben habe wohl die Zwergensprache gar nicht verstanden.

Und diesmal war der Challigroosi tatsächlich bereit, die Herrschaften zu empfangen, aber Reden würden nicht gehalten und Geschenke seien unerwünscht.

Und so kam es zu der denkwürdigen Begegnung zwischen Challigroosi und Muggestutz mit seinem Chrinne-Babeli, das sich aber dieses Treffen wohl anders ausgemalt hatte. Der Berggeist erwartete sie in einer düsteren Felsenhalle im Wildschloss, umgeben von allerlei Getier. Schneefinken flatterten ständig ein und

aus und beunruhigten die Zwerge mit ihren Flügelschlägen. Ein grober Tisch war gedeckt. Zur Bedienung erschien niemand, der König schenkte seiner Königin selber ein – eiskaltes Gletscherwasser! Chrinne-Babeli schauderte es. Der höfliche Muggestutz erhob trotzdem seinen Becher, um einen Trinkspruch auf den Gastgeber anzubringen. Da musste dieser so heftig niesen, dass Muggestutz der Becher entfiel. Beim zweiten Versuch gähnte der Challigroosi so gewaltig, dass Zwerge und Stühle vom Luftdruck übereinander purzelten und ein heilloses Durcheinander entstand. Jetzt erinnerte sich Muggestutz, dass ja keine Reden gehalten werden sollten. Chrinne-Babeli setzte sich stumm wieder an den Tisch, stocherte unlustig in der vorgesetzten Suppe aus Alpendisteln, und auch die Nachspeise, pur lauterer Gletschereis, machte ihm keine Freude.

Ohne ein Wort gesagt zu haben erhob sich der Challigroosi plötzlich zu seiner vollen Grösse und schlurfte zur Höhle hinaus ins Freie. Die anmutige Zwergenkönigin würdigte er keines Blickes. Sie musste einsehen, dass ihr Liebreiz hier keine Wirkung tat. Da wollte sie fort aus diesem ungastlichen Challi, heim ins vertraute Wetterhorn.

Dass sich Chrinne-Babeli und Muggestutz samt ihrem Gefolge später doch noch mit Vergnügen an ihren Ausflug ins Reich des Challigroosi erinnerten, dafür sorgten vier Menschenkinder, zwei muntere Küherbuben und zwei liebwerte Hirtinnen, die dem niedergeschlagenen Zwergenvölklein auf seinem Heimweg begegneten. Mit kuhwarmer Milch und süsser Nidel wussten sie sie aufzuheitern und die Schneefinken des Berges begannen plötzlich zu pfeifen und zwitschern, dass es eine Art hatte und den fröhlich Tafelnden in die Beine fuhr. Und, bald tanzte Muggestutz mit einem der Hirtenmädchen, Chrinne-Babeli mit einem der Sennenbuben, die anderen fanden auch ihre Tänzer und Tänzerinnen und mit Jauchzen und Jodeln, Juhuijen und Holeijen kam noch das schönste Fest in Gang.

So ging dieser Tag allerseits glücklich zu Ende. Der Challigroosi übte weiterhin uneingeschränkt die Gewalt im Eismeer aus, Chrinne-Babeli und Muggestutz blieben unangefochtene Herrscher in ihrem Reich.

## **Wo Milch und Honig flossen (7)**

Quelle: Berner Oberländer Zeitung, 29.08.02, Espace Mittelland

Wie kam die Blümlisalp zu ihrem Namen? In früheren Zeiten waren die Hänge bis zum Gipfel mit satten Weiden und einem Blütenmeer bewachsen. Der Blümlisalp-Senn war denn auch der reichste Bauer weit und breit, denn er konnte die Kühe gleich dreimal täglich melken. Doch mit dem Reichtum begann sich sein einst bescheidenes Wesen zu verändern. Seiner armen Mutter im Tal liess er kein noch so kleines Almosen zukommen. Dafür baute er der Geliebten, die zu ihm auf die Alp gezogen war, eine Treppe aus fetten Käseläuben, damit kein Steinchen die zarten Füsse des Mädchens berührte. Gepflastert war die Strasse mit Butter und gewaschen wurde sie jeden Tag mit frischer Milch. Eines Tages stieg die Mutter des Sennen auf die Alp und bat um Verpflegung. Der Senn mischte Sand in saure Milch und reichte ihr den schmutzigen Brei. Erschüttert über so viel Hartherzigkeit verfluchte die Mutter ihren eigenen Sohn. Kaum hatte sie sich wieder auf den Weg ins Tal begeben, als ein schreckliches Gewitter über die Alp hereinbrach. Wütende Gletscherdrachen wurden befreit und stürzten sich über die grünen Weiden. Das Unwetter endete erst, als die ganze Alp mit Kirchturm hohen Eistürmen bedeckt war. Ein ewiger Gletscher hatte sich auf die Auen gelegt und alles unter sich begraben. Noch heute hört man manchmal an nebelverhangenen Tagen die ruhelosen Geister des Sennen und seiner Frau um Vergebung bitten.

### III. TEIL - WALLISER SAGEN

#### **Minenherren im Roten Berg (11;1)**

**Goppenstein**

Seite 257

Quelle: Walliser Sagen von Josef Guntern

Jahrhunderte lang grub man im Roten Berg nach Blei und Silber. Die Minenherren wechselten aber oft. Einer verkaufte es teuer dem anderen, der dann darauf zugrunde ging. Alle stellten sich die Mine vor wie ein Baum mit vielen Ästen und meinten, der Vorgänger habe nur die Äste erwischt, er selber werde aber den Stamm entdecken. Darum gruben sie überall nach Erz, in den Roten Matten, in den oberen Matten, in Wilärün und Roten Graben. Jeder hoffte, er stosse auf den Erzbaum. Einer soll den Hammer genommen, in allen Gängen herumgeirrt sein und geklopft haben: „Ich habe genug und wer nach mir kommt, wird auch bald genug haben!“  
Noch jetzt hört man gelegentlich in diesen verlassenen Stollen klopfen, auch wenn niemand drin ist. Das seien die Minenherren vom Roten Berg.

#### **Der säumige Fuhrmann (11)**

**Bürchen**

Seite 286

Quelle: Walliser Sagen von Josef Guntern

Der Grossvater erzählte oftmals, ein Mann sei in Jeizinen am Sterben gewesen. Ein Fuhrmann sollte in Lenk den Geistlichen holen. Er beeilte sich aber nicht sehr und brauchte viel Zeit, bis er nur das Pferd angeschirrt hatte. Als dann der Pfarrer und der Fuhrmann auf dem Wege nach Jeizinen waren, liess der Pfarrer beim Bächweg das Pferd anhalten, stieg ab, kniete nieder und sagte: „Betet für ihn, er geht grad in die Ewigkeit, und es steht ihm so spitz!“  
Seither hörte man am Orte, wo der Weg von Niedergampel heraufkommt, oft Rosstrappel und das Geschell eines Pferdes. Der Fuhrmann müsse da büssen, weil er schuld war, dass der Sterbende die Sakramente nicht mehr empfangen konnte.

#### **Das Pferd als Schiedsrichter (11;9)**

**Erschmatt**

Seite 288

Quelle: Walliser Sagen von Josef Guntern

Die Pfarrkirche von Erschmatt wurde in den Jahren 1710 bis 1713 erbaut. Die Bürger von Bratsch und Erschmatt waren dabei lange uneinig, wo das Gotteshaus stehen sollte. Die Bewohner von Bratsch wünschten, dass die Kirche in Bratsch, die von Erschmatt aber, dass sie natürlich in Erschmatt gebaut werde.  
Bratsch soll damals mehr Einwohner gezählt haben als Erschmatt. Das war für sie ein Grund, die Pfarrkirche für ihre Gemeinde zu beanspruchen. Die Erschmatt hingegen meinten, sie hätten eine bessere Lage und geeignetere Wege.  
Allein, die lieben Leute konnten sich, wie es schien, nicht einigen. Ein Tier sollte die Sache entscheiden.  
Man erzählt sich, ein gewisser Josef Locher, der den grössten Teil des Jahres in Enggersch und Bratsch ansässig war, habe ein Pferd mit Namen Koli gehabt. Er belud dieses Koli im Riedgarten, wo man den Kalk für den Kirchenbau schon gebrannt hatte, gab ihm mit der Hand einen Streich auf die Kruppe und sagte: „Üi, Koli, geh mit deiner Ladung, wohin sie gehört!“  
Das Pferd wurde allein auf den Weg geschickt und kam an den Scheidweg, wo der eine nach Bratsch, der andere Weg nach Erschmatt führte. Statt instinktgemäss nach

Bratsch zu gehen, wo es heimisch war, bog es sofort nach Erschmatt ab. Am Orte, wo heute die Kirche steht, soll es sich nach Sonnenaufgang gestellt haben, blieb stehen und wieherte dreimal.

Auf dieses Zeichen wurden die Leute einig und bauten die Kirche.

### **Das Leukerfeld (11;6)**

**Erschmatt**

Seite 289

Quelle: Walliser Sagen von Josef Guntern

Das Leukerfeld soll früher der Gemeinde Erschmatt gehört haben. Diese musste einst ziemlich bedeutendes Geldanleihen machen, um eine Schuld abzutragen, welche demnächst an einem bestimmten Tage einbezahlt werden musste. Da die Gemeinde augenblicklich das erforderliche Geld nicht zur Verfügung hatte, gingen die Vorsteher von Erschmatt zu einem Ratsherrn nach Leuk. Dieser versprach ihnen, die notwendige Summe zu leihen unter der Bedingung, dass ihm die ganze Summe an einem bestimmten Tag und zu einer bestimmten Stunde des Tages zurückbezahlt werde. Werde die Bedingung nicht ganz genau erfüllt, so solle das ganze Leukerfeld ihm gehören. Die Erschmattler willigten in den Vertrag ein und kehrten nach Hause zurück.

Als der Zahltag kam, schickten die Erschmattler zwei Männer nach Leuk. Dort angekommen, fragten sie nach dem Herrn, dem sie das Geld abzugeben hatten. Die Hausleute entschuldigten ihn und sagten: „Der Herr ist soeben ausgegangen, er wird aber bald wiederkommen.“ Die beiden Männer warteten Stunde um Stunde, solange, bis die festgesetzte Stunde verstrichen war. Erst jetzt trat der Herr in die Stube. Als die Erschmattler dem Gläubiger die betreffende Summe auf den Tisch zählen wollten, weigerte sich dieser, das Geld anzunehmen. Er halte sich streng an den Vertrag und die festgesetzte Stunde sei verstrichen. So mussten die Männer mit ihrem Geld zurückkehren und das schöne Leukerfeld war um ein Linsenmus verkauft worden.

### **Die Teufelsbrücke (11)**

**Erschmatt**

Seite 291

Quelle: Walliser Sagen von Josef Guntern

Die Erschmattler mussten eine Brücke über die Schlucht bei Rotafu bauen. Weil es aber gar schwierig und gefährlich war, wollte sich der Teufel nützlich erweisen und hoffte, damit Seelen zu gewinnen. Er werde die Brücke alleine bauen, wenn ihm die drei ersten Köpfe, die über die Brücke gingen, zu eigen würden. Die Männer stiegen darauf ein und im Nu war die Steinbrücke gebaut.

Von Leuk herauf zog man in feierlicher Prozession zur Einweihung der Brücke und der Teufel freute sich schon auf die ersten drei Köpfe. Das Lachen verging ihm aber, als man einen Kabiskopf hinüberrollte, eine gefräßige Ziege nachschickte und schliesslich noch einen Hund hinüberjagte. Der Teufel sah sich geprellt und wollte in seiner Wut die Brücke zerstören. Weil aber der Pfarrer von Leuk mit Kreuz und Fahne dabeistand und sofort segnete, hatte der Teufel keine Gewalt mehr.

Die Teufelsbrücke blieb aber bis heute erhalten.

### **Der schwarze Stier (11;7)**

Varen

Seite 336

Quelle: Walliser Sagen von Josef Guntern

Im Turtmantal will man in der Nacht oft einen schwarzen Stier gesehen haben, der vorn an der Stirne ein weithin sichtbares, helles Licht trug. Meistenteils durchlief er ruhig die Alpen; zu gewissen Zeiten aber brüllte er so furchtbar, dass das Echo schaurig widerhallte und man es in allen Alpen weit in der Runde hörte. Dann soll das Vieh immer so unruhig geworden sein, dass es nicht mehr zu halten war. Die Sennen, Hirten und Sennerinnen wichen dem Tiere immer sorglich aus.

### **Der schlaue Knabe (11;5)**

Erschmatt

Seite 373

Quelle: Walliser Sagen von Josef Guntern

In der Locherpletschu oberhalb Brentschen hatten die Gotwärgini einst einen Knaben gestohlen und wollten ihn bei ihren Ziegen und Schafen aufziehen. Damit er ihnen nicht wegläufe, sperrten sie ihn mit diesem Kleinvieh während der Nacht in den Stall. Am Morgen wurden die Tiere auf die Weide getrieben, der Knabe musste aber im Stall bleiben.

Der Hirt war aber blind, er öffnete am Morgen die Türe und tastete Tier für Tier am Ausgang ab, damit der Knabe nicht entwische. Bei jedem Tier sagte er tastend: „Du bischt ghaarts und du bischt ghaarts“, und liess sie gehen.

Eines Morgens hängte sich der Knabe an die Wolle eines Schafes und entschlüpfte so der Kontrolle und Gefangenschaft. In einem Galopp gelangte er bis vor die Alpe Brentschen. Weil da gerade drei Schochen Emd auf der Wiese lagen, versteckte er sich unter dem kleinsten, um die Nacht abzuwarten.

Kaum war er drin, als auch schon die Gogwärgini auf der Suche waren. Sie durchwühlten den ersten Schochen und auch noch den zweiten. Beim dritten blieben sie stehen und erklärten: „Ist er unter dem grössten nicht, ist er unter dem kleinsten auch nicht!“ So ist ihnen der Knabe entwischt. Ja, nun, das erwählte man so.

### **Das Natterloch (11;2)**

Seite 492

Quelle: Naters, das grosse Dorf im Wallis von Erwin Jossen

Das Natterloch, wovon Naters seinen Namen haben soll, befindet sich eine kleine Strecke östlich des Dorfes. In dieser Felsenhöhle lebte vor alten Zeiten ein gräulicher Drache, der ringsum, selbst vom Brigerberg herab, Menschen und Vieh durch seinen giftigen Atem anzog und verschlang.

Einem zum Tod Verurteilten versprach man deshalb, ihm das Leben zu schenken, wenn er die Gemeinde von diesem Ungeheuer befreite. Er liess sich eine Lederkleidung anfertigen, umgab sich ringsum mit schneidenden und stechenden Werkzeugen und ging dann mit einem scharfen Schwert und einem Dolch dem Drachen entgegen.

So tapfer sich der Kämpfer auch gegen den Drachen verteidigte, er wurde doch vom giftigen Atem, der ihn aus dem Rachen der Natter anwehte, so betäubt, dass er überwunden und verschlungen wurde. Aber Gott, den er vorher inbrünstig angerufen, verliess ihn nicht. Die schneidenden Waffen, mit denen der Mann umgeben war, durchschnitten und durchstachen die Eingeweide der Natter, so dass er sich mit Hilfe des Dolches einen Ausweg aus dem Bauch verschaffen konnte. Wie er nun aus dem scheusslichen Grab erstanden und den Drachen tot zu seinen Füßen liegen sah, zog er seine ledernen Handschuhe aus und hob dankend seinen von Gift getränkten

Dolch zum Himmel empor. Aber in diesem Augenblick fiel ein Tropfen von dem furchtbaren Nattergift auf seine Hand und dieser Tropfen gab ihm den Tod.

## **Der Schatz zu Weingarten (11)**

Seite 294

Quelle: Naters, das grosse Dorf im Wallis von Erwin Jossen

Östlich von Naters liegt an der alten Furkastrasse das Fleckchen Weingarten. Dieser Ort ist in der Walliser Geschichte nicht unbekannt, weil da Landsgemeinden und Ratsversammlungen abgehalten wurden. Auch war er der Stammsitz der angesehenen Familie de Vineis oder Weingartner. Dort lebte einstmal ein gewisser Niggi Eggel mit seiner Familie. Diesem träumte drei Nächte nacheinander, in Uri auf der Brücke werde er sein Glück finden. Unser Niggi Eggel lachte über den Traum, doch erzählte er ihn seiner Gattin. Diese hatte mehr Vertauen und riet ihrem Mann, eine Wallfahrt nach Einsiedeln zu machen. Er werde da Gelegenheit haben, die Brücke in Uri zu sehen und, wenn er auch auf der Brücke sein Glück nicht finden werde, sei die Reise nicht umsonst gewesen, weil er immerhin eine Wallfahrt gemacht hatte.

Der Mann folgte und ging nach Einsiedeln, ohne bei der bezeichneten Brücke auf etwas Ausserordentliches zu treffen. Auf der Heimreise fand er die Brücke wieder leer wie bei der Hinreise. Etwas missgestimmt blieb er still und begann, sie der Länge und Breite nach näher anzuschauen. Da kam ein Mann zu ihm und fragte, ob er etwas verloren habe und suche. „Nein“, antwortete unser Niggi, „es hat mir was Dummes von dieser Brücke geträumt, woran ich zwar nicht glaube, doch kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, mich hier nach der Erfüllung des Traumes umzusehen.“ Der Unbekannte lachte und sagte, er solle sich doch um Träume nicht kümmern, auch ihm habe geträumt, zu Weingarten in einem alten Häuschen sei im Keller neben der „Stutt“ ein Hafen voll Geld vergraben. Er wisse nicht, wo in der Welt dieses Weingarten und dieses Häuschen seien, bewege aber keinen Fuss, er schenke solchen Träumen keine Bedeutung.

Unser Niggi wurde nachdenklich, verabschiedete sich scheinbar gleichgültig vom Fremden und zu Hause angekommen, fand er schon am ersten Abend im Keller bei der „Stutt“ unter einer Steinplatte den verborgenen Schatz. Er hob das Geld in aller Stille auf und sprach davon keiner lebenden Seele auch nur ein Sterbenswörtchen.

Der glückliche Finder wandte das Geld gut an. Erst riss er sein altes, schadhaftes Häuschen nieder und baute ein neues auf. Dann erweiterte er seine Liegenschaften durch Ankäufe und jedermann merkte, dass der arme Niggi ein wohlhabender Mann geworden war.

Der plötzliche Reichtum des Mannes erschien aber der Obrigkeit etwas verdächtig. Niggi wurde eingezogen und der Hexenkünste oder des Diebstahls beschuldigt. Natürlich konnte der Angeklagte diese Verbrechen nicht eingestehen. Er erzählte nun freilich, wie er zum Vermögen gekommen sei, allein, die Richter glaubten ihm nicht. Sie spannten ihn darum auf die Folter, um mit aller Gewalt das Geständnis seiner Verbrechen zu erzwingen.

Während der Angeklagte in gemessenen Zeiträumen laut damaligem Gesetz gefoltert wurde, machte die Geschichte vom sonderbaren Traum und vom gefundenen Schatz weit und breit im Land die Runde. Sie wurde auch in Uri bekannt und kam glücklicherweise auch zu Ohren des Unbekannten, dem Niggi auf der Brücke von Uri seinen Traum vom Schatz im Keller erzählt hatte. Dieser eilte nun schleunigst ins Wallis, um der Unschuld Zeugnis zu geben. Es war höchste Zeit, denn er traf den Mann eben halb verschmachtet auf der Folter an. Gleich wurde Niggi losgelassen und vom Gericht freigesprochen. Leider half das dem Niggi wenig

mehr. Er wurde verrenkt und verstümmelt in einer Handwanne nach Hause getragen, wo er nach drei Tagen starb.

### **Schoch, d'alt Schmidtja spinnt noch (11;4)**

Seite 498

Quelle: Naters, das grosse Dorf im Wallis von Erwin Jossen

Im Aletschtal, nahe beim Gletscher, soll einst ein vor Alter schwarzes Holzhäuschen gestanden haben, das eine fromme alte Witwe bewohnte. Sie betete viel für die armen Seelen im Aletschgletscher. Wenn sie in den langen Winternächten im Schein eines Nachtlämpchens emsig spann, so betete sie fast ständig für die Verstorbenen und liess die Hauspforte ungeschlossen, damit die armen Seelen in ihre alte, eingeheizte Stube hereinkommen und sich erwärmen könnten. Doch zu diesem Eintritt bedurften sie ihrer Erlaubnis, welche sie ihnen erst erteilte, wenn sie zu Bett ging. Da öffnete sie ein Fenster und rief leise hinaus: „Jetzt – aber mir unschädlich,“ liess noch ein Stümpfchen Licht brennen und ging zu Bett. Bald öffnete sich leise die Haus-, dann die Stubentür, wie von einem kühlen Windzug. Unzählige, kaum hörbare Tritte trippelten und trappelten herein, als wenn viel Volk sich in die Stube und um den warmen Ofen drängte. Gegen Betensläuten hörte man das gleiche Geräusch wieder zur Tür hinaus.

Einst ereignete es sich, dass die Witwe länger aufblieb als gewöhnlich und eifrig spann, dabei war es draussen sehr kalt. Auf einmal rief es deutlich vor dem Fenster: „Schoch, d'alt Schmidtja (so hiess die Frau) spinnt noch!“ – „Ich weiss wohl,“ erwiderte sie, „ich will nur dies Löckchen Werg abspinnen.“ Aber es dauerte nicht lange, da rief es noch stärker: „Schoch, d'alt Schmidtja spinnt noch!“ Da wurde sie ungeduldig: „Wenn ihr es nicht erleiden könnt, bis ich fertig bin, so kommt herein.“ Sie vergass aber beizufügen: „Aber mir unschädlich!“

Da gingen die Haus- und die Stubentür auf, wie von einem starken Windstoss getrieben, und die Tritte der unsichtbaren Abendsitzer wurden so zahlreich und das Herumrauschen dauerte so lange, als wollte es kein Ende nehmen. Ihr wurde so angstvoll, dass sie vor Hitze zu ersticken vermeinte. Sie konnte sich nicht vom Rad entfernen, so gedrängt voll war die Stube von armen Seelen. Sie sah es als eine Strafe an, weil sie die Verstorbenen so lange in der Kälte hatte warten lassen.

Als die mitleidige alte Schmidtja eben in den letzten Zügen lag und die Krankenwärter zueinander sagten: „Was werden die armen Seelen jetzt rufen, wenn ihre Freundin tot ist?“ Da ertönte es in der nächtlichen Stille vor den Fenstern laut: „Schoch, d'alt Schmidtja läbt noch!“ Die Sterbende machte noch Zeichen, dass sie sich freue über diese Stimme und gab dann ihren Geist auf. Im gleichen Augenblick sahen die Wärter vor den Fenstern eine starke Helle, und wie sie hinausschauten, sahen sie eine grosse Prozession brennender Lichter, die sich vor ihrem Haus bis zum Gletscher fortbewegten und wie sie, auf dem Eis angekommen, eines nach dem anderen erloschen. „Das sind die armen Seelen,“ sagten die Wärter zueinander, „mit den Nachtlöchern, die sie für diese brennen liess: Sie begleiten ihre Freundin.“

### **Der Märjelensee (11;10)**

Quelle: Walliser Sagen von Johannes Jegerlehner

Wer einmal diesen eigenwilligen und so über alle Massen farbengetrunkenen Gletschersee mit dem seltsamen Namen gesehen hat, wird ihn nie mehr vergessen. An der Flanke des Aletschfirnes, die sich gegen das Fieschertal hin öffnet, lächelt

und träumt er, eine Schale reinen Gletscherwasser und tändelt mit den Eisbergen, die in seinen Fluten schaukeln, sich selbst genug.

Kein Baum steht in der Nähe, kein Haus, nicht einmal ein Hirtenschlupf. Die rauen Höhen spenden etwa noch den Ziegen ein karges Futter, denn der Boden ist grösstenteils Stein und Geröll und die grünen Inselchen sind trügerische Oasen, die nur ein kurzes, hartes Gras hervorbringen, das sich nicht entfalten kann. Auch im August friert der See noch jede Nacht zu, taut am Morgen auf und dunkelt bis auf den Grund zu jenem satten enzianblau, das keinem anderen See in den Bergen eigen und um so reiner und tiefer scheint, als es die weissen Eistürme umspült, an dem Leib des Gletschers nagt und Grotten höhlt, die, je nach dem Stand der Sonne, blaue, grüne, violette Wände spiegeln, so schimmernd klar und durchscheinend, als ob sie von innen heraus durchleuchtet würden.

In grauer Vorzeit war das Land um den See fruchtbare Weide. Ein Dörflein stand im Grund, die Lerchen jubelten und der Dangelhammer schärfte das Sensenblatt. Dann scheuchten lange Winter und raue Fröste die Menschen in die Tiefe und ihrer Hände Werk zerstäubte im Wandel der Zeiten.

Aus dem Fieschertal pilgerte ein frommes Ehepaar zum heiligen Meinrad nach Einsiedeln. In der Nähe von Rotenturm baten sie ein eisgraues Runzelmütterchen, das an der Sonne Bohnen rüstete, um Obdach.

„Ich will die Mutter fragen und euch Bescheid geben“, sagten sie und stoffelte ins Haus. „Wie alt wird wohl die Mutter dieser Greisin sein?“ werweissten die Pilger. Als sie an zwei Stöcken über die Schwelle krückte, war es nur ein Bündelchen Haut und Knochen und ein heiseres Stimmchen piepste: „Kommt nur herein und seid unsere Gäste! Bett aber können wir euch keines abtreten.“ In der Stube erkundigten sich die steinalten Leutchen, woher des Wegs die Pilger kämen.

„Wir sind aus dem Wallis.“

„Aus dem Wallis? Wie sich das trifft!“

„Aus dem Fieschertal.“

„Ei, aus dem Fieschertal!“ Die Mütterchen schlugen die Hände zusammen. „Dort sind wir aufgewachsen. Wer wohnt jetzt auf der Märjelenalp?“

Die Wallfahrer stutzten. „Die Märjelenalp war ja doch, solange wir uns besinnen, eine steinige Wildnis und nicht bewohnbar!“

„Oh, wir haben dort Kirschen gepflückt, den schönen Weizen geschnitten und Lindenblüten abgelesen! Freilich ist es lange her, wohl in die hundert Jahre. Drei Monat hatten wir Winter, die übriger Zeit ein mildes, bekömmliches Klima. Eines Tages, so Mitte Mai, das Gras in der ersten Blust, war der Brunnen übersilbert und es blies ein rauer Nordwind. Da sind wir fortgezogen.“

Ebenso märchenhaft klang es, was die Sennen von den bösen Wesen erzählten, die in dem See ihre Missetaten büssten, von Unlust und Langeweile gepeinigt, die Gletscherklüfte durchbohrend, dem Wasser Tor und Schleusen öffnend, wie es stürzte und flutete und am Ausgang mit versammelter Kraft in die Schlucht sich ergoss und weithin den Talboden der Rhone mitsamt den Hütten und Menschen tosend überschwemmte.

Ein Ziegenhirt war mit seiner Herde bis an den See gedrungen. Von dem Alpenvogt hatte er die Erlaubnis erhalten, am Euter eines Tieres, das er ihm jeden Morgen bestimmte, zu trinken. Wasser schmeckte nicht zu Brot und Käse und die Portionen waren oft so knapp bemessen, dass er froh war um die Milch.



Am Märjelensee legte er sich unter die erlaubte Ziege und erquickte sich an dem weissen Brünlein. Da hüpfte das störrige Tier davon und liess sich nicht mehr einfangen.

Die Sonne stach, und das trockene Brot wollte ihm nicht über die Zunge rutschen. Er fasste deshalb eine andere Geiss, die sich an seinen Schuhen den Hals rieb, kroch unter den Bauch und sog an der Zitze.

Ein Pfiff und er schnellte auf die Füsse, wischte mit dem Handrücken den Mund und schaute sich um. Er sah nichts und hörte nichts mehr und warf sich wieder auf den Rücken. Ein zweiter Pfiff, schärfer und länger als der erste, und wiederum stand er neben der Ziege, sperberte in die Runde und es gab niemand, soweit die Augen schweiften. „Es wird ein Murmel sein und jetzt lass ich mich nicht mehr stören!“ dachte er, schmatzte und strampelte vor Vergnügen, je greller die Pfiffe tönten, um so gieriger verschlang er den süssen Trunk.

Ziegenhirt – hat es nicht deutlich Ziegenhirt geklungen? Also, doch jemand in der Nähe! Er liess die Mutta fahren und wandte sich zum See. Aus der Wasserbläue rief es: „Hirtenbüblein, versündige dich nicht an fremdem Gut! Ich war Hirt wie du und habe gefrevelt wie du, nun sieh meine Sühne!“ Ein nackter Leib schoss in die Höhe und tauchte in die eisige Flut. Ein leises Gurgeln, Wellenschlagen, Splittern und der Spiegel ruhte in der vollkommenen Stille und Klarheit, als ob nichts geschehen wäre. Den Knaben schauderte. Er fuhr mit der Herde zu Tal und gelobte beim heiligen Wendelin, nie mehr zu tun, was nicht erlaubt wäre.

Man erzählt von einem Jäger, der, am See auf einen Murmel lauernd, von einer schönen Frau sich betören liess. Stundenlang sass er am gleichen Fleck vor der Höhle, die Flinte schussbereit auf den Knien. Der Tag verging, der Schatten der Eggishornpyramide schwamm weit draussen im Wasser. Die Sonne zündete nur noch schräg zwischen zwei Bergstöcken, malte eine gelbe Strasse über den Firn, und ihre letzten Tropfen röteten die Kuppe eines treibenden Eisblockes.

Ihm war, als hörte er singen, nicht vom Bächlein, das anders musiziert, auch nicht vom Käfervolk, das die Schatten flieht. Vom See her drang es, ein Gesang, wie er ihn noch nie vernommen hatte, fremdartig, düster, wie Totenklage. Er richtete sich auf und spähte durch die Luke grad aus zum Seelein. Auf dem weissen Turme sass eine Jungfrau, schön und zart, mit wallendem Haar und blanken Armen. Sachte ging er vor, Schritt um Schritt, und schlich sich näher. Ein Stein rollte unter seinen Füssen weg. Ein Schrei und die Frau glitt ins Wasser. Dunkel starrte der See, die goldene Strasse war verglommen, der kalte Abendwind kräuselte die Flut.

Er ging nach Hause und trug das Bild der schönen Büsserin in seiner Seele, war am nächsten Tag wieder oben am See und harrete auf die Erscheinung, bis die Abendglut auf der Eisflotte erlosch. Tags darauf hing er gedankenlos die Flinte über die Achsel und stieg mit der Sonne zur Märjelenalp empor. Da er nie etwas Waidgerechtes heimbrachte, verstört war und grüblerisch, untersagte ihm die Mutter die Jagd und musterte ihn zur Arbeit.

Stürmisch und gewitterhaft brach der Morgen an. Lange vor der Mutter erhob er sich und schloss geräuschlos die Tür. Von der Fahrt ist er nicht mehr zurückgekehrt.

## **11. Der geprellte Teufel (11)**

Quelle: Walliser Sagen von Johannes Jegerlehner

Ein Schuldenbäuerlein, dem die letzte Kuh umgestanden war, rannte in blinder Verzweiflung aus dem Stall ins Dorf, vom Dorf auf die Landstrasse hinaus. Martini stand vor der Tür, der Hauszins sollte bezahlt werden, wie nur, wie, wenn man den letzten Heller für Brot ausgegeben hat! Den Kopf voll schwarzer Gedanken

schlenderte er auf der Strasse dahin; der blaue Himmel und die unerschütterlichen Felswände, sie heiterten ihn auf. Ihm war, als sei etwas in der Luft, als müsste ein Wunder geschehen, etwas Grosses, Seltenes, wie schon so manchem armen Schlucker auf Erden ein unerwartetes Glück in den Schooss gefallen ist.

Kaum über das letzte Haus hinaus, teilte sich der Busch und ein Herr begrüßte ihn freundlich und fragte ihn nach seinem Ziel.

Er hatte noch nie einen solchen Menschen gesehen, und ihm war, als risse ihn jemand herum und wieder ins Dorf zurück. Mit aller Kraft verstemmte er sich gegen diese unsichtbare Macht und klagte dem Fremden sein Elend: Keller und Speicher seien leer und entrichte er nicht den Hauszins, so werde er auf die Strasse geworfen.

„Das ist ja famos“, rief der Herr durch die Nase, „dir mangelt das Geld, mir eine Menschenseele, die ich redlich verdienen möchte! Gibst du mir Arbeit, die ich in einem Tag bewältige, so ist deine Seele mein. Bringe ich sie nicht fertig, so ist diese Börse dein. Fang sie auf und steck sie in den Gürtel! Streif dein Bettelwams ab und benimm dich wie ein Gebieter! Wer das Geld hat, hat die Gewalt, die Tat, das Wort, die Armen müssen gehorchen.“ Dermassen schwatzte er ihm die Ohren voll und von dem Glimmer des teuflischen Blickes und dem Geklingel im Beutel verführt, besann sich der Bauer nicht eine Minute, obschon er an dem Pferdefuss und dem schwefligen Atem jetzt auch den Stand und die Herkunft des Versuchers ermessen konnte. „Her mit dem Beutel, ich will dir Arbeit schaffen, und vollendest du sie in einem Tag, so bin ich dein Knecht!“

In kühler Frühe gingen sie zusammen vor das Dorf hinaus in die unermessliche Einöde, die von der Zeit her, als der Fluss noch freie Bahn hatte, eine unhabende Wildnis geblieben war. Nichts als Tümpel, Birken und Erlenstuden, Berberitzensträucher und Schlinggewächs, so weit der Blick reichte. Kein Volk wäre imstande gewesen, die Wüstenei in einem Jahre, sage an ein und demselben Tage zu roden und umzugraben.

„Ackere mir das Gelände!“ beehrte er und liess den Teufel stehen.

Gegen Mittag ging er hinaus und prüfte, wie weit das Werk vorgeschritten sei. Erstaunt fuhr er sich an die Kehle, starrte und glotzte in die braune duftende Ackerkrume. Wo sind die Birken und Erlengehölze, die dunklen Lachen und das Wirrnis von Dornen und Brombeergerank? Furche reihte sich an Furche und in Schwärmen pickten und scharften die Krähen und hielten Festtag. Weitab, fast am Ende der Wüste, war ein Zipfelchen Brachland übrig geblieben, ein Rest, den der Gehörnte im Handkehrum erledigte.

Bedrückt schlarpte er dem Dorfe zu und trocknete den kalten Schweiss auf der Stirne.

„Was fehlt dir“, sagte ein Hutzelweibchen, das er noch nie gesehen hatte, „hast du Dornen verschluckt?“

„Besser wäre, ich hätte sie gefressen als der andere“, erwiderte er gehässig und da ihm schien, das Frauelei könnte ihm vielleicht aus der Patsche helfen, beichtete er rundweg sein Ungemach.

„Geh nur gesetzlich nach Hause und setz dich zu Tisch! Hat der Teufel den Acker bestellt, so soll er Mittagsrast halten und dann befiehl ihm, schwarze Wolle weiss zu waschen, die Klaue ins Weihwasserkesselchen zu tunken, rauf dir ein Haar aus dem Schädel und gebiete, die Borste kerzengerade aufzurichten. Das sind drei Dinge, von denen eines allein ihm genug zu schaffen gibt. Schau dann, wie er sich räuspert und windet!“

„Im Schwick ist es geschehen, ich weiss, was der Kerl leistet.“

„Tu, was ich dir heisse und es wird dich nicht gereuen!“ Die Alte nahm eine Prise und schlurftete davon.

Dem Weib ist nicht zu trauen! Vielleicht hat sie selber des Teufels Blut in den Adern. Den Bauer fröstelte, obschon noch die Bienen summten, die Dachplatten schwitzten vor Hitze, das Wasser im Bach den Lauf und Atem verloren hatte.

Als die Mittagsglocke verhallte, trat der Teufel in die Stube, seine Augen schlitzend und ein grünes Feuer sprühend. „Das Gelände ist beackert“, näselte er, „geh aufs Land und überzeuge dich von der Güte meiner Arbeit!“

„Gönne dir eine Stunde Rast, wie es bei uns der Brauch ist!“ Der Bauer bückte sich auf seine Schuhe, um die Angst zu verbergen. Als die Tür zuklappte, riss er das Fenster auf und schnappte nach Luft. Dann ging er auch, rangelte um die Häuser empor und flehte um einen guten Rat, um eine Eingebung, um eine Arbeit, die den schlaun Feind über den Abend hinaus in Atem hielt. „Base, du kommst mir eben recht“, rief er, sich aufraffend, „stell deine Bürde ab, hör und hilf mir! Hier hast du ein Goldstück!“ Auf Umwegen gestand er ihr, wie schlimm es um ihn bestellt sei. Könne er dem Teufel nicht Arbeit verschaffen, so sei er verloren. Die Base spuckte auf das Gold und schmiss es auf die Strasse. Schon war sie weg und verschwunden.

Wie vor den Kopf geschlagen taumelte er ins Haus und warf sich über die Bank. Schwarze Wolle hab ich nicht, das Weihwassergeschirr ist ausgetrocknet, bleibe noch das Haar zu probieren. Müde und ergeben erhob er sich, als es klopfte, in Gottesnamen, er versuchte es mit dem letzten und dann, fahr wohl, schöne Welt! „Hier hast du Beschäftigung!“ sagte er zum Teufel. „Richte das Haar bolzgerade, ohne es zu brechen! Und ist es getan, so weiss ich nichts mehr.“

Schmunzelnd setzte der Satan sich zurecht, fasste das Haar mit Daumen und Zeigfinger, schob die Schultern hin und her, wie einer, der eine feine Nadel einfädeln will, spuckte in die Hand, glättete und dengelte, schmeichelnd, röchelnd, fletschend; je länger er daran herumbastelte, umso widerspenstiger krümmte es sich, rollte sich zusammen und zerbrach.

Mit toderster Miene stand der Bauer gegenüber, strackte sich ob den vergeblichen Bemühungen des Teufels, lächelte, schnalzte und bog sich vor Lachen. Der Geprellte aber fluchte und polterte: „Stoss du der Hexe, die dir den Rat gegeben, das Haar in den Rachen!“ schoss davon und liess einen entsetzlichen Gestank zurück, dass der Mann beinahe den Geist aufgegeben hätte.

## IV. TEIL - VERSCHIEDENE SAGEN

### Zwergsagen (5)

Quelle: Habkern von Sooder

Der Glaube an das da gewesen sein von Zwergen ist allgemein verbreitet, doch ist derselbe am Erlöschen. Man denkt sich diese Zwerge („Zwergeeni“) als ein vom Menschen verschiedenes, doch menschenähnliches, winziges, höchstens eine Elle hohes Geschlecht von Wesen mit ungestalten Füßen, entweder mit verkehrten Füßen oder mit Ziegenfüßen, ausgestattet mit übermenschlichen Kräften und höherem Wissen. Sie teilen sich wie die Menschen in zwei Geschlechter, werden geboren und sterben, stehen in der Ehe, zeugen Kinder und treten mit den Menschen in allerlei, bald freundlichen, bald feindlichen Verkehr. Ihr Charakter ist meistens gut und fromm. Sie sind gute Leutlein, den Guten freundlich und hilfreich, nur den Bösen feind. Dabei sind sie aber etwas neckisch, schalkhaft und leicht zum Zorn zu reizen. Hie und da zeigen sie jedoch Tücke und Bosheit, führen den Menschen irre und haben ihre Freude daran. Sie bewohnten vor Zeiten und bewohnen zum Teil noch jetzt unsere Berge, besonders die Bergspitzen und Berghöhlen, namentlich die Mondmilchhöhle in der Harderfluh und das Mündenloch am Fusse des Hohgants, beides Tropfsteinhöhlen. Als Beweis führt man an, dass diese Höhlen immer aufgeräumt seien und die hingeworfenen Steine sofort weggewischt werden. Sie essen wenig oder nichts. Ihre Nahrung ist Gemenmilch und Gemenkäse. Die Gemen sind ihrer Rinder, die sie melken und aus deren gemolkener Milch sie ihre Käse bereiten. Ihre Kleider sind unscheinbar grau von oben bis unten. Sie sind auch wohl in lange Mäntel gehüllt. Sie wohnen und walten im Innersten der Berge und sind reich an herrlichen Schätzen, an Silber, Gold und Edelsteinen. Manches ist bei ihrem Tun wunderbar zauberhaft. Sie erscheinen und verschwinden, fahren auf und versinken in den Boden. Vor ihnen öffnet sich der Fels und schliesst sich hinter ihnen zu. Sie entrücken Kühe in die Luft. Wenn sie ihren Käse essen, so wächst das Abgeschnittene bald wieder nach. Wenn sie den Menschen das Vieh füttern, so bleibt der Heustock unversehrt. Wenn sie das Feuer anzünden und brennen, so wird das Holz nicht verzehrt. Hie und da zeigen sie sich den Menschen, besonders auf den Bergen, in den Viehställen, auch wohl in ihren Wohnungen. Sie kommen, um ihren Tanzbelustigungen zuzusehen oder, um ihnen bei ihrem Hirten und den Feldgeschäften behilflich zu sein. Oder sie haben ihre Freude daran, einem plötzlich eine Kuh zu entrücken und nach Jahresfrist sie samt dem Kalb schön und feiss wieder zu bringen. Sie reden rätselhaft, sinnvoll, klug, meistens in Reimsprüchen und haben die Gabe der Weissagung. Man denkt sich die Zwerge nun meistens als weggezogen und viele darauf bezogene Sagen wollen uns eben ihr Wahrzeichen erklären. Einige dieser Zwerge werden namhaft gemacht, z.B. Muggestutz, Frau Rinda, Zwerg auf dem Boden, das Lombachmannli.

Zum Belege des Gesagten folgende Zwerggeschichten, von denen etliche nur Bruchstücke sein mögen:

- **Auf Horisberg** hirteten die Zwerge. Aus Dankbarkeit wollten ihnen die Hirten, denen sie diesen Dienst geleistet, Kleider machen. Man brachte dieselben in der Melkter zu den Kuhställen, als man kam, die von den Zwergen gemolkene Milch abzuholen. Denn, die Milch mussten die Menschen selbst abholen. Nun gingen die Zwerge fort. Das Heu war unversehrt geblieben.

- **Die Bewohner der Stadt im Älgäu** standen anfangs mit den Zwergen des Hohgants in freundlichem Verkehr. Diese waren ihnen bei mancherlei Geschäften in Feld und Garten behilflich. Aber, die Leute wurden böse, voll Geiz und Übermut. Da zogen sich die Zwerge zurück. Es nahte das Gericht, das die gottlose Stadt verderben sollte. Nun riefen sie den Bewohnern der Stadt die warnenden Worte zu:  
 „D' Furggeflueh isch gspalte,  
 Schlegel u Wegge erhalte,  
 Wer fliehe will, der lauf!“  
 Bald darauf stürzte ein Teil des Hohgants herunter und verschüttete die Stadt. Wer der Warnung glaubte und gehorchte, entging dem Gerichte. Wer sie verlachte und unbeachtet liess, wurde von demselben erreicht.
- **Tief unter der Seefeldhöhle** soll eine zweite Höhle, bewohnt von Zwergen oder Bergmännchen, sein. Diese hüten dort einen Schatz von drei Diamanten, der köstlicher ist, als alle Reichtümer des Berner Oberlandes zusammen.
- **Sage vom Lombachmannli:** So oft der Lombach austreten will, geht ein Männlein mit langem Stabe den Lombach hinunter und schlägt damit an die Ufer, welche der Bach verschütten und verheeren soll.
- Ein Zwerg war mit einem alten Manne Namens **Schmocker auf dem Moos**, nach anderen hätte er im Holz, wieder nach anderen an der Halten gewohnt, wohl befreundet. Er besorgte ihm öfters das Vieh auf der Bodmen, einem vom Wohnhause ziemlich weit entfernten Stück Land. Das Heu blieb unversehrt. Einst sagte der Zwerg zu Schmocker, er wolle für ihn hirtten, nur nicht beim Uwätter, alsdann möge er selbst hingehen und sein Vieh besorgen. Als es dann regnete, nach andern schneite, ging Schmocker hin, zu hirtten. Der Zwerg lachte, da er ihn kommen sah, es wäre nicht Not gewesen zu kommen. Oder nach anderer Wendung: „We's nüd grüeseli fuxi und gugsli, su sig's nüd Uwätter.“ Daher nun das Sprichwort: „Nicht der Regen, sondern der Wind macht das Unwetter!“
- Ein andermal machte das Zwerglein dem Schmocker einen Besuch in dessen Hause. Dieser bewirtete ihn mit Käse und Brot. Darauf fuhr der Zwerg auf und verschwand. Am folgenden Tage war das Abgeschnittene wieder ersetzt. Schmocker wollte nun dem Zwerglein seine Dankbarkeit für die an ihm erfahrene Freundschaft erweisen. Er liess ihm ein Paar Höschen machen und hängte sie im Stall auf, in welchen das Zwerglein zu kommen pflegte, um das Vieh zu melken. Das Zwerglein kam, zog sie an und hatte unbändige Freude darüber und tanzte vor den Hirten, bis es in den Schorrgraben fiel. Diese schlugen ein lautes Gelächter an.  
 Nach anderer Wendung sahen sie verstohlen durch die Ritzen der Diele herunter und brachen alsdann in ein lautes Gelächter aus.  
 Das Zwerglein wurde zornig und zeigte sich nicht mehr. Es war das letzte gewesen, das sich in Habkern Menschen gezeigt hatte.
- Nach anderen war ein anderer Vorfall der Grund des Wegziehens. Es kam einst zu Schmocker und nahm mit ihm und seinen Kindern das Nachtessen ein. Ein Kind liess zufällig ein Stück Käse auf den Boden fallen. Es bückte sich, um das Stücklein wieder vom Boden aufzuheben und sah die

sonderbaren Füsse des Zwerges. „Ei“, sagte das Kind, „was hat du für einen sonderbaren Knecht! Schau seine Füsse, es sind Geissfüsse.“ Nach einer anderen Wendung hatte das Kind gesagt: „Seht, die Füsse sind verkehrt.“ Darauf versank das Zwerglein in den Boden, verschwand und zeigte sich nie mehr.

- Ein Zwerg erbat sich von einem Bauer im Herbst, als man eben im Begriffe war von der Alp, wohl einer des **Ällgäu**, wieder in das Tal herunterzufahren, eine Kuh und versprach ihm, er werde keinen Schaden davon haben. Der Mann gab sie ihm. Der Zwerg fuhr mit ihr durch die Luft der nahen Hohgantfluh zu. Diese tat sich vor ihm auf. Er ging mit der Kuh hinein. Die Fluh schloss sich wieder zu. Die Kuh war verschwunden. Darnach kam der Ertrag derselben, Käse und Zieger, dem Bauern ins Gaden hinein; er wusste nicht wie. Im Frühling, als die Zeit zum Auffahren auf die Alp herangekommen war, kam der Zwerg wieder und brachte dem Manne seine Kuh wieder und dazu ein überaus grosses Kalb. Der Mann sagte: „Du hast wenig Nutzen von der Kuh gehabt, da ich dieselbe und dazu noch dieses schöne Kalb bekomme!“ Darauf der Zwerg: „Ich hatte wohl so viel Nutzen wie du.“ Darauf der Bauer: „Bist du zufrieden?“ Der Zwerg entgegnete: „Ja, ich bin zufrieden. Denn ich habe es immer noch viel besser als du.“ – Überhaupt pflegten die Zwerge den Älplern im Ällgäu das Vieh zu besorgen.
- Ein Zwerg gab **ein Wunderkäslein** einer armen Witwe. Sie nährte damit eine Zeit lang sich und ihre Kinder. Einst aber, als sie abwesend war, zogen die Kinder die Tischschublade hervor, fanden dann das Käslein und assen es auf. Damit war es für immer weg. Mann muss immer noch ein kleines Stückchen aufbewahren, so wird das Käslein wieder ganz.
- Einst empfahl ein Zwerglein den Leuten des Tals, **das Bilsenkraut**, das nicht selten auf unseren Bergen wächst, als ein besonders heilkräftiges Kraut mit folgenden Worten: „Bilse, Bilse, niemme will se. Wüsstet er, wie guet sie wär, wurd se kei Brueder dem andere gäh.“

### **Verwilderung und Verschönerung des Tales (6)** (Allgäu, Briener- und Thunersee)

Quelle: Habkern von Sooder

- Das Ällgäu war vor Zeiten so fruchtbar, dass man dreimal des Tages die Kühe melken musste. Besonders das sogenannte Lungenkraut (isländisches Moos) enthielt viel Milch. Einst aber verfluchte ein Mädchen, das Mittags vom Tanzboden weggehen musste, um die Kühe zu melken, dieses milchhaltige Futterkraut. Sofort war aus dem Kraut die Milch verschwunden. An ihre Stelle traten schwarze Pünktlein, die noch jetzt sichtbar sind. Die Alpen im Ällgäu nahmen seither bedeutend an Fruchtbarkeit ab, so dass man jetzt die Kühe nur noch zweimal täglich melken kann.
- Der Gipfel des Hohgant, jetzt mit Steinen wie übersät, daher die „steinig Matt“ genannt, soll vor Zeiten eine herrliche, grüne Matte gewesen sein und „des Landvogts Matte“ geheissen haben. Diese Verwilderung des Hohgants soll auf die Flüche, welche die aus der Stadt im Ällgäu vertriebenen Heiden fliehend über sie ausgerufen, eingetreten sein.

Hierher gehört auch die Sage vom Wegzuge der Leute der Ällgäustadt wegen der eingetretenen Eiseskälte:

- Der Habbach, jetzt ein ziemlich wildes Bergwasser, mit breitem, meist tiefliegendem Bette, soll vor Zeiten so schmal gewesen sein, dass Menschen, Ziegen und Kühe leicht darüber springen konnten. Ähnliche Verwilderung wird auch von vielen anderen Stellen des Habkerntales und der dazugehörigen Alpen berichtet.

Nun auch das Gegenstück zu diesen Sagen:

- Brienzer- und Thunersee bildeten vor Zeiten einen grossen See. Das ganze Interlaken-Bödeli war Seegrund. Das Unterseen-Stadtfeld soll durch Anschwemmung, entstanden sein. Die zunehmende Verwilderung des Habkerntales und seiner Alpen ist unbestreitbare Tatsache und lässt sich aus natürlichen Ursachen erklären. Nicht den geringsten Teil der Schuld tragen Bewohner des Tales selbst. Man denke nur an die Ausrodung der Wälder und ihre schlimmen Folgen. Diese Verwilderung wird aber in den vorliegenden Volkssagen meist religiös gedeutet als Fluch, der entweder um der Bosheit der Menschen willen gekommen oder von bösen Menschen ausgesprochen worden ist. Dass das Untersee-Stadtfeld durch Anschwemmung des Lombach entstanden sei, ist nicht unwahrscheinlich.
- Die ersten Ansiedler des Habkerntales sollen unehelich Erzeugte der Mönche und der Nonnen des Klosters von Interlaken gewesen sein. Dass es im Kloster lange Zeit sehr üppig zugegangen sein muss, beweist die Aufhebung der Nonnenabteilung durch den Papst (1484). Nach anderer Überlieferung stammen die Leute des Tales auch von anderen Gegenden des Bernerlandes. Von Ringgenberg kamen die Blatter, von Wilderswil die zur Schmiedt, von Inselwald die Brunner, von Isenfluh ein Zweig der Wyss, welcher noch jetzt den Beinamen "Isenflüher" trägt.  
Eine Überlieferung weissagt, dass sich einst Habkern bis zur Alp Nollen im Ällgäu erstrecken und von Menschen bewohnt sein werde.

### **Wie der Rätzliberg ein Gletscher wurde (10;7)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Einst war der obere Rätzliberg im hintersten Simmental, aus welchem in sieben Brunnen das Landwasser entspringt, eine fruchtbare Alp, auf welcher Mutterne und Adelgras in Hülle und Fülle grünten. Eine reiche, aber geizige Frau unten aus dem Lande hatte den Berg gekauft. Alle Jahre brachte der Hirt, welcher droben sein Vieh sömmerte, der Lehnsfrau den Zins nebst einem Korb voll frischem Zieger und von der goldensten, fettesten Butter. Allein, nie war die Ungenügsame zufrieden. Einst brach ein furchtbares Hagelwetter über den Rätzliberg und Hunger drohte der Herde. Der Küher aber vermochte der Frau im Tale jetzt noch weniger zu bringen. Die Hartherzige aber fluchte seines geringen Zinses, verfluchte die Alp, die nichts Besseres hervorzubringen imstande sei. Da rückte plötzlich das Eis vom wilden Strubel auf die Alp zu. Begraben ward der herrliche Berg, verschwunden die blühende Weide. Als der Hirt im nächsten Sommer zurückkehrte, fand er nichts mehr als einen grossen Gletscher.

## **Die weisse Frau (10;7)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Zu hinterst im Talgrunde von Frutigen, zwischen Öschinen und dem Breithorn, erhebt sich über 11000 Fuss hoch die Frau, oder weisse Frau, deren Gipfel mit einem Mantel von ewigem Schnee bedeckt ist. In Frutigen geht die Sage um, dass dieser mächtige Koloss einst eine grasreiche Weide gewesen sei. Die dortigen Weiden haben von den vortrefflichsten Kräutern in Fülle hervorgebracht.

Es kam vor, dass die Kühe dreimal des Tages gemolken werden mussten. Auch dieser Berg soll einer blinden Frau gehört haben, die mit dem Sohne, ihrem Gesinde und der schönen Herde jeden Austag aufs neue die Alp bezog.

Der Sohn jedoch lebte in Saus und Braus und unterhielt verbotenen Umgang mit einer Jungfrau. Er achtete nicht der mütterlichen Verweise, vielmehr misshandelte er die blinde Mutter. Deshalb sprach sie den Fluch aus: „Der Berg soll sich mit Eis bedecken und du und deine Herde sollt darunter begraben werden.“ Kaum hatte sie's gesprochen, so löste sich vom Bergesgipfel die ungeheure Masse des Gletschers und stürzte über die Alp dahin. Noch heute hört man das Gejohle des sündigen Sohnes und das Brüllen seiner schönsten Leitkuh. Es ist möglich, den Fluch zu heben. Wenn jemand so glücklich sein sollte, die Kuh an einem Karfreitag vor Sonnenaufgang auszumelken, soll die vorherige Schönheit des Berges sich wieder einstellen und der Verbannte erlöst werden. Aber noch ist dies niemandem gänzlich gelungen, weil die Sonne immer eher aufstieg, als das Melken beendet war. Jeder aber, der bis jetzt das Wagstück unternahm, ohne es gänzlich zu vollbringen, ward die Beute eines Ungeheuers.

## **Beatus vertreibt den Drachen (9;2)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland, von Hermann Hartmann

Vor alten Zeiten lebten die Umwohner am Wendelsee weltabgeschieden im Heidentum. Da kamen über den schwarzen Berg (Brünig) zwei Fremdlinge gewandert im härenem Mantel und mit langem Pilgerstab: Beatus und Justus. Sie zogen dem Ufer des Brienersees entlang ins Bödéli, das damals noch unwirklich aussah. Am Fuss der sonnigen Berge pilgerten sie weiter, überschritten den Lombach und kamen ins uralte Dörfchen Sundlauenen. Hier wohnten freundliche Hirten in rauchgeschwärzten Hütten. Die fremden Männer wurden gastlich aufgenommen. Sie erzählten den Leuten, dass sie gekommen seien, um den Bewohnern der dortigen Gegend eine gute Botschaft zu bringen. Der allein wahre Gott habe Jesum Christum in die Welt gesandt, um die sündigen Menschen selig zu machen.

Die Sundlauener baten Beatus, dass er bei ihnen bliebe und sie in seiner neuen Lehre unterrichte. Gern versprach dies der würdige Fremdling. Da erzählten sie ihm, es hause in einer benachbarten Höhle ein grimmer Lindwurm, zum Schrecken und Schaden für Mensch und Vieh.

„Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist!“ sprach Beatus. „Im Namen des allmächtigen Gottes will ich den Drachen vertreiben.“ Früh in der Morgendämmerung machte sich der Fromme mit seinem Begleiter auf den Weg. Bei Sonnenaufgang langten sie bei der Höhle an. Grausig zischte der Drache den Ankömmlingen entgegen. Beatus aber erhob seinen Pilgerstab und beschwor das Ungetüm im Namen des Allmächtigen. Da fuhr der Drache aus mit ohnmächtigem Wutgeheul. Er fuhr über die senkrechte Felsenwand empor und schlug in gräulichem Zorn mit seinem ungeheuren Schwanz dermassen an die Fluh, dass zu ewigem Zeichen das



Drachenbild daran zurückgeblieben ist. Beatus aber richtete die Höhle des vertriebenen Untiers sich zur Wohnstätte ein, um von hieraus den Leuten die frohe Botschaft zu verkünden.

## **Der Stollenwurm (2)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Von Unterseen weg bis auf die Grimsel und bis gegen Gaden hin und unter Leuten, die nichts voneinander wissen, nicht aber im Simmental, noch in Frutigen oder Saanen, auch nicht im Wallis, noch jenseits der südlichen Alpenkette, herrscht der beinahe einhellige Glaube, dass zuweilen nach einer schwülen Hitze und, wenn das Wetter bald ändern will, sich eine Art von Schlangen mit ganz kurzen Füssen sehen lassen, die von den Landleuten ihrer kurzen Füsse wegen Stollenwurm genannt werden. Es sollen sehr kurze und dicke Schlangen sein mit einem fast runden Kopf, ungefähr wie derjenige einer Katze. Dieser Wurm richtete, so lautet die Sage weiter, besonders unter dem Vieh grossen Schaden an, indem er dasselbe erwürge und ihm das Blut aussauge. Die Menschen aber liesse er unbehelligt. Im Guttannertal, gegenüber dem kleinen Dörfchen im Boden, ist jenseits der Aare ein Stück Land, der Tanzboden geheissen, auf welchem ein Gaden stand. Der obere Boden desselben war mit Heu gefüllt. In dieser Streue bemerkten die Eigentümer wiederholt ein niedergetretenes Lager, als ob ein grösseres Tier sich dort gebettet hätte. Einmal, als der Senn nachsehen wollte, fand er einen hässlichen Stollenwurm drin liegen, vor welchem er die Flucht ergriff. Das Tier soll noch in unseren Tagen in jenen Tälern gesehen worden sein.

Ein Hirt im Gadmental erzählt: Es gibt zweierlei Stollenwürmer, weisse mit Krönlein auf dem Haupt und schwarze, die gemeiner und häufiger sind. Ein verwegener Mann, welcher sich auf Zauberei verstand, zog eines Tages, um seine Kunst zu zeigen, einen Kreis um sich und bannte darauf mit Pfeifen das Gewürm in solcher Menge herbei, dass es rings um den Kreis wimmelte. Doch, er pifff trotzig fort und fort, bis ein paar Würmer aus der Ferne auf ihrem Rücken einen ganz besonders dicken und abscheulichen Stollenwurm daher brachten und also bald ihn über den Kreis hinein gegen den Zauberer warfen, der laut ausrief: „Ich bin verloren!“ Im Augenblick war er von dem Ungeheuer zerrissen.

## **Die Rochelmoore (2)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

In Grindelwald und auch anderswo in den Bergen des Berner Oberlandes tobt und lärmt oft nachts ein gespenstiges Mutterschwein, das gebannt ist, bis an den jüngsten Tag die Erde zu durchstreifen. Als nämlich unser Herr Jesus durch die Stadt Jerusalem nach Golgatha hinausgeführt wurde, trieben die übermütigen Juden noch ihren Spott mit ihm. Heimlich hatten sie in einem Stall am Wege eine Schar wilder Buben verborgen. Diese vollführten, als der Herr vorüberkam, einen bestialischen Lärm mit Grunzen, Quieken und Schreien. Die Väter aber fragten den Erlöser in ihrer Art: „Weissage uns jetzt, was ist da drinnen in dem Stall?“ „Eure Kinder sind's“, antwortete der Herr. „Schweine sind's“, entgegneten die Juden ihm lachend. Und der Herr erwiderte ihnen mit Ernst: „Sind es Schweine, so sollen es Schweine bleiben!“ Und siehe, aus jener tollen jüdischen Jugend ist das wilde Heer geworden, verdammt, in unseligem Banne umherzuirren, Mensch und Vieh zu erschrecken, ohne ihnen Schaden zufügen zu können.

### **Das boshafte Zwerglein (5)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Oberhalb Erlenbach im Simmentale lebte vor Zeiten ein geiziger Mann. Sein Geiz war so gross, dass er nicht einmal seiner Kuh, die er Vreneli genannt hatte, das Futter gönnte. Er verkaufte lieber sein Heu. Darob wurde die Kuh mager wie ein Gerippe. Als aber der Frühling kam, trieb der Bauer seine Kuh aufs Feld hinaus und freute sich, als er sah, wie gierig sie die grünen Kräuter verschlang. Hielt sie einen Augenblick inne, so rief er ihr zu: „Cheu, Vreneli, cheu. – Gras spart Heu.“ Das Zwerglein, das in der Nähe auf einem Steine sass und zusah, wie das arme Tier vor Heisshunger frass, bis es erstickte, gönnte dem Geizigen den Schaden und rief ihm jetzt höhnisch zu:

„Bäuerlein, Bäuerlein, ha, ha, ha!  
Sälber ta muess sälber ha.  
Hättest du dies sälber ta,  
So müesstist du drum d's Läbe lah!“

### **Interlaken (6)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Der Schöpfer hatte einen seiner Engel ausgeschickt, um die junge Erde mit allerlei Zierden zu schmücken. Hier hatte dieser verheissungsvolle Saaten ausgestreut, dort herrliche Blumen gepflanzt, ein Tal erhielt lauschiges Buschwerk, ein anderes stattliche Baumreihen. Die Hügel aber wurden insgemein mit dunklem Wald ausgestattet. Als nun aber der dienstbare Geist des Herrn den Lauf der Aare heraufkam und in der Ebene unter den höchsten Gebirgen von seinem Werke ausruhte, wurde er gewahr, dass ihm für diese Gegend nichts mehr übrig geblieben war. Darüber ward er sehr betrübt und beeilte sich nun, nachzusehen, ob allen Ernstes nichts mehr vorhanden sei. Sorglich suchte er in allen Falten und schüttelte die letzten Reste zusammen. Und siehe da, es ergaben sich noch mehrere Hände voll und, verwunderlich genug, was geblieben, war vom Allerschönsten, das ihm zu Gebote gestanden hatte. „Du sollst nicht hintangesetzt werden“, sprach jetzt der Engel, indem er seine Himmelgaben über Flur und Hügel ausstreute. „Eine wunderbare Blumenpracht sollen deine Weiden hervorbringen, Wald werden deine Talseiten vom Schönsten tragen und um die Häupter der Berge will ich einen silbernen Schmuck legen, wie ihn die Ebene nirgends aufzuweisen hat. Die Menschen sollen kommen und deine Schönheit bewundern!“

### **Der weisse Reiter (6)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Es war in grauer Vorzeit, da wollte ein mutiger Reiter von Bernerland hinüber ins Wallis reisen. Öde und wüst lag das Alpengebirge und noch keines Menschen Fuss war in das hochgelegene Alpental hineingedrungen. So wenig war das Felsental begangen und bekannt, dass es nicht einmal einen eigenen Namen hatte. Der Reiter aber auf weissem Rosse wollte es gleichwohl wagen. Immer weiter drang er in die Schlucht; angeschwemmter Sand, Kies und Geröll der Lütschine hemmten immer mehr den Schritt. Endlich war ein Fortkommen unmöglich, von allen Felsen strömten die Bäche, knietief watete das Pferd im schlammigen Sande, Umkehr war geboten. Wie der Reiter wieder zu den Seinen kam, da ging ein Fragen unter den Leuten, was

ihm begegnet sei. „Ich musste umkehren, denn lauter Sand und lauter Brunnen hinderten meinen Weg.“ Von jener Zeit ist der Name dem Tale geblieben: Lauterbrunnen.

### **Der Martinsdruck (10;5)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Einst hingen der Mettenberg, der vor dem Schreckhorn bei Grindelwald liegt, und der Eiger fast zusammen. Hinter ihnen lag, wo heute das Eismeer zu finden ist, ein gewaltiger See. Wenn sein enger Ausfluss sich mit Eisblöcken verstaute, wuchs er ungeheuer an. Dann kam es vor, dass sich die mächtigen Wasser plötzlich Durchbruch verschafften und in verheerender Woge zu Tal stürzten, wo Mensch und Vieh elendiglich zugrunde gingen. Da riefen die immer bedrohten Leute den Himmel um Hilfe an. Der sandte ihnen den heiligen Martinus, einen Mann von gewaltigen Körperkräften. Es stieg daher Sankt Martin hinauf ins Gebirge, besah sich den Mangel und stemmte sich dann an den Mettenberg. Mit seinem Stocke aber stiess er den Eiger zurück. Durch einen misslungenen Stoss stiess er in die Felsenwand ein Loch, wo noch heute am Martinstag einmal des Jahres die Sonne durchscheint. Der Leib des Heiligen aber drückte sich so stark in die Felsenwand ein, dass noch heute am Bäreggweg der Abdruck gesehen werden kann. Das Loch heisst noch heute Martinsloch oder Heiterloch.

### **Der Teufel unter der Kanzel (9)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Das heilige Osterfest war gekommen. Zur Nachmittagspredigt fuhr auch Beatus auf seinem Mantel über den Wendelsee hinüber nach Einigen. Schon war das Kirchlein dicht gefüllt, als er ankam und St. Justus hatte bereits den Gottesdienst begonnen. Bescheiden setzte sich Beat hinten auf die letzte Bank, um nicht zu stören.

*Doch, dieweil des Volkes viel, ward's im Kirchlein gar zu schwül und hob denn Mann um Mann allgemach zu schlafen an.* Mit Betrübniß wurde unser Heilige solches gewahr. Vollends mit Entsetzen erfüllte es ihn, als er den leidigen Satan selber in der Kirche anwesend sah. Vorn unter der Kanzel sass er, *schielte im Volke ringsherum, hielt ein Bocksfell ausgespannt, eine Feder in der Hand und verzeichnete all zu Hauf in ein lang Register auf, was da schlummerte, was da träumte und der Seele Heil versäumte; dachte, dass er am jüngsten Tag samethaft sie fischen mag, wenn er schwarz auf weiss es hätt, wer zur Predigt schlafen tät!* Beatus war in verzweifelter Lage. Wie gern hätte er die Schläfer geweckt, damit sie nicht in des Teufels Gewalt fielen, wenn sie auch das Amen überhörten. Aber, er durfte ja den Gottesdienst nicht stören.

Weil aber der Schäfer so viele waren, dass ihre Namen nicht alle Raum fanden auf der Bockshaut, so versuchte Satan, dieselbe auszudehnen. Er fasste sie mit den Zähnen auf der einen Seite und den Klauen auf der anderen und zerrte. Plötzlich zerriss die Haut, so dass des Teufels Kopf im Flug polternd an die Kanzel schlug. Laut dröhnte es durch die Kirche und Beatus musste über das Missgeschick des „dummen Teufels“ hell auflachen. Darob erwachten alle Schäfer, bevor der predigende Justus das Amen gesprochen hatte. Sie waren also dem Strick des Bösewichts glücklich entronnen.

### **Das Wütisheer (3)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Vom Rotental her hört man oft zwischen Hasli und Grindelwald das Brausen der grauen Talherren oder des Wütisheers. Am ärgsten treibt es seinen Spuk um die heilige Weihnachtszeit. Mächtige Riesen, Westfriesen genannt, führen den nächtlichen Zug an, dann kommen Zwerge von scheusslicher Gestalt, reitend auf allem möglichen Ungetier und die Geister all jener Fluchbeladen, welchen die Sage das Rotental und den Rottalglletscher als Aufenthaltsort zuweist. Wenn aber der heulende Sturm das Nahen dieser wilden Jagd verkündet, müssen oben auf der Scheideck, da wo der Weg nach Gassen und zum Faulhorn führt, diesem Geisterspuk die Tore des Melkhauses geöffnet sein. Wehe dem Hause, wenn dies nicht geschieht!

### **Das wilde Heer (3)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Durch die Täler und über die Höhen unseres Landes zieht in dunkeln, stürmenden Nächten oft ein gespensterhafter Zug, das wilde Heer. Niemandem, der es ruhig seine Bahn dahinziehen lässt, tut es Leid an. Wer ihm begegnet, stellt sich zur Seite und lässt die flüchtenden Gestalten weiterziehen. Sie kehren auch oft in Stadeln, Ställen und Sennenhütten ein. Darum muss man in gewissen Nächten die Türen offen lassen.

So hörte einst ein Senn, welcher auf der Gasteren, der gewohnten Lagerstatt im Heu über dem Stall, schlief, darunter merkwürdige Stimmen, ohne den Sinn der Worte zu verstehen. Vorsichtig schlich er sich zur Futterlücke, um hinabzuschauen. Er ahnte, das wilde Heer sei bei ihm eingekehrt. Und wirklich, das Nachtvolk war in seiner Hütte. Die absonderlichen Gestalten hatten es sich bequem gemacht. Einige sassen um den russigen Herd, wo sie ein lohendes Feuer angesteckt hatten, während andere Spiegel, die schönste Kuh im Stall, von ihrem Platze losbanden, sie schlachteten und brien und vergnüglich von ihrem Fleisch schmausten. Die Frechheit wurmte den Senn im Innersten. Er sprang auf und wollte dazwischen fahren, besann sich aber noch beizeiten und blieb stumm. Da richtete einer aus der geheimnisvollen Schar sein Auge nach ihm hin und bot ihm artig einen Bissen Fleisch von seinem Eigentum an. Er schlug nicht ab und ass das Stück, ohne ein Wort zu sagen. Nach vollendeter Mahlzeit verschwand das Nachtvolk wieder, das Feuer erlosch und der Senn, noch immer gelähmt vor Furcht und Ärger, kroch auf sein Lager zurück. Des Morgens aber, als er in den Stall hinunterstieg, dem Vieh zu warten, siehe, da stand auch der geschlachtete Spiegel wieder am altgewohnten Platze und brachte dem über alle Massen Erstaunten den üblichen Morgengruss dar. Doch, oh Wunder! Am Hinterteil fehlte der Kuh ein Stücklein Fleisch und bei genauem Zusehen sagte er sich: Es ist just der Teil, welchen ich selbst in der Nacht gegessen habe. Denn, mit sich spassen lässt das Nachtvolk nicht!

### **Die Reiter von Gafertschinken (3)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

Im Simmental, nicht allzu weit vom vieh- und weidenreichen Dorfe Erlenbach, liegt an der Berghalde in Dorn und Gestrüpp verborgen zerfallenes Gemäuer. Es ist das letzte Wahrzeichen, welches davon zeugt, dass hier einst die Burg der Herren von

Gafertschinken gestanden hat. Keinen Namen ihres Geschlechts nennt die Geschichte. Dennoch halten diese alten Talherren noch heute das Land in Schrecken.

Wenn an den Bergen sich dräuend Gewölk sammelt und unten im Tal an den Hecken die schwarzen Schnecken erscheinen, wenn gegen die Nacht hin das Hauri seine Klagelaute durchs Tal erschallen lässt, dann flüchte unter das sichere Dach, wer draussen im Freien ist! Selbst das Vieh wird unruhig und rennt wie rasend der sicheren Behausung zu. „Die Tschinggenreiter kommen“, heisst es dann. Um Mitternacht sieht man über den Felsen hoch zu Ross einen Ritter im feuerroten Mantel erscheinen. Hastig nimmt er von seiner Hütte ein gewaltiges Horn und bläst dreimal darein. Darauf erhebt sich ein Mark und Bein durchdringendes Geschrei. Der Sturmwind braust daher und weht selbst die stämmigsten Tannen nieder, Marchsteine fliegen in der Luft herum, in den Felsen kracht und poltert's so fürchterlich, als tobe die blutigste Schlacht. Jetzt setzt sich ein gespensterhafter Zug in Bewegung, voran der rote Reiter mit glühendroten Augen. Der unheimliche Tross zieht unter dem Geheul der Lüfte zum höchsten Zahn des Gebirges. Beim Rosengarten hält er. Jetzt beginnt ein wahrer Höllenlärm. Die nächtlichen Reiter dringen mit Speer und Spiess auf die Felsen ein, brechen grosse Klötze daraus und werfen sie mit furchtbarer Wucht durch die Rinnen des Gebirges in das Tal hinab. Wenn während dieses schrecklichen Getöses ein Blitz plötzlich die Gegend erhellt, sieht man im Scheine da und dort die Trabanten der Reiter warten. Erst wenn der Morgen ins Tal zieht, verschwindet der grausige Zug. Im Dämmerlichte kann man noch die letzte der Spukgestalten entfliehen sehen, einen schwarzen Rappen und auf demselben hochflatternd ein Mantel, von welchem nicht zu sagen ist, ob er einen der Ritter umhüllt.

### **Der wilde Jäger auf der Scheidegg (3;7)**

Quelle: Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann

In den Bergen Grindelwalds hört man oft um Mitternacht ein seltsames Rufen. Es ist das Zeichen, dass der wilde Jäger durch das Tal ziehen wird.

Mehr als vierhundert Jahre sind es her, dass an der grossen Scheidegg ein Sennhirt lebte. Einst riefen ihn Geschäfte über Land. Doch, ehe er von der Alp ging, wies er den Hirtenbuben an, vor dem zu Bett gehen die beiden Melkhaustore weit offen stehen zu lassen.

Als nun der Senne von ihnen gegangen war, wunderten sich die Knechte untereinander, was wohl geschehen würde, wenn sie seinen Befehl nicht befolgten. Und um die müssige Fragen in der Wirklichkeit zu erproben, schlossen sie vor dem zu Bett gehen die beiden Türen zu. Als nun im Tale die elfte Stunde geschlagen hatte, erhob sich plötzlich in den Höhen des Gebirges ein furchtbares Brausen, als bräche droben ein Gewitter mit heissem Föhne los. Gleich darnach rief es vor den Toren des Melkhauses mit mächtiger Stimme: „Macht auf die Tore, die Friesen ziehen über den Berg!“ Zum zweiten und dritten Mal wiederholte sich der Ruf. Als aber die Knechte drinnen keine Antwort gaben, da fuhr ein Donnerkrachen durch die Luft. Das Dach der Hütte wurde hinweggerissen, dass man von innen die Sterne am Himmel sehen konnte. Und draussen ertönte ein schweres, dumpfes Getrab, als ritten viele Reiter ins Grindelwaldtal. Hintendrein aber folgte unter Kampfgeschrei ein ganzes Volk der Reiterschar nach.

## **Ein Zwerg zahlt mit Kohlen (5)**

Quelle: Ein Kratten voll Lauterbrunnen Sagen von Hans Michel

In der Gydisfluh oberhalb Stechelberg hausten früher Zwerge. Da sie dienstfertig waren, standen sie mit den Bewohnern auf gutem Fuss.

Einer Zwergemutter, die in Kindesnöten war, gewährte deshalb die weise Frau von Gimmelwald, sie wohnte am Mühlebort, gerne Hilfe. Willig nahm sie den steinigen und stotzigen Stolperweg unter die Füsse.

Nachdem das Kindlein zur Welt gekommen war und munter in der Wiege lag, nahm der Zwerg ein Häuflein Holzkohlen und schüttete sie der Frau von Gimmelwald für ihre Mühewaltung in die Schürze. Enttäuscht über das Hungerlöhnli machte die sich auf den Heimweg. Sie glaubte, dass die schwarzen Klumpen kaum für das Plätteisen taugten und gab auf dem Weg nicht sonderlich acht auf den schäbigen Entgelt. Als der Zwerg das merkte, lief er ihr nach und rief ihr warnend zu:

„Je mehr du verzatterst, je minder du hattest!

Je mehr du verstreust, je mehr du bereust!“

Sie beachtete aber die Warnung des Spenders nicht. Mit nur drei Stücklein kam sie oben in Gimmelwald an und warf sie achtlos in den Herd. Da wurden aber bald aus den Glutstücklein lauter glänzende Goldstücke. Im Nu begriff die Gimmelwalderin den Zuruf des Bergmännchens, hastete talzu und ergab sich nicht bis zum untersten Spitzkehre. Aber sie fand von den so geringschätzig und unachtsam verzatterten Kohlen kein allereinziges Stücklein mehr.

## **Die Schöpfung der Petersinsel (8)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

Wie mächtig einst das Bergvolk war, verrät uns am besten diese Geschichte:

Gegen Neujahr, als ein tiefer Schnee gefallen war, machte einmal einer aus jenem Riesengeschlecht einen Kiltgang\*, kletterte zu seinem Mädchen und verbrachte mit ihm eine schöne Nacht.

Als er am früheren Morgen aber nach Hause zurückkehren wollte, blieb der Schnee an seinen Schuhen fest hängen, dass er bald beinahe keinen weiteren Schritt tun konnte. Ärger packte den Mann, er schüttelte und stampfte mit den Füssen.

Auf einmal lösten sich die Schuhe und flogen weit in den Bielersee hinein! Nach und nach setzten sich dann Erde und Schilf daran fest – und so entstand die berühmte Petersinsel.

\*Kiltgang: Bezeichnung für den Abendbesuch der Burschen vor dem Fenster der Geliebten, die oft mit Kiltliedern und Kiltprüchen umworben wird.

## **Die alten Herren der Berge (5;7)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

Die Wilden Männer\* gelten da, wo noch die Erinnerung an ihr steinaltes Geschlecht lebt, als die eigentlichen Einheimischen und somit als die rechtmässigen Besitzer unserer Hochalpen. Lange Zeit vor den Vorfahren der heutigen Bergler haben sie schon Milchwirtschaft betrieben und Käse zubereitet. Nun, da ihnen die Leute unseres Schlages Weiden und Rinderherden geraubt, zogen sie sich in unzugängliche Bergklüfte zurück, aus denen sie noch immer in ihrer unstillbaren Rachsucht verderbliche Gewitter nieder senden. Gegen ihre Macht über die Naturgewalten errichteten die Menschen fromme Kapellen am Rande von Firn und Gletscher.

Der Ortsname Scheidegg stammt nach dem Zeugnis der Sage aus jenen fernen Tagen, da noch die Hirten gegen die Zaubereien ihrer verbitterten Vorgänger nach Schutz und Abhilfe suchen mussten. Man sah um die Hütten gewaltige Männer wandern, die bis in die Wolken reichten und von deren feuerwirbelnden Augen jedes die Grösse eines hundert pfündigen Käselaiibes besass. Sie hinterliessen nach ihrem Erscheinen einen Schwefeldunst, dass ein Senne mit Namen Klaus, der am oberen Gschwänd hauste, davon an allen Gliedern lahm wurde.

Ausgerechnet der Senne Florentin, dem er schon lange seine Tochter verweigerte, fand dagegen ein Heilmittel. Dort, wo er wider den Willen ihres strengen Vaters sein Mädchen heimlich traf, fand er eine wunderbare Mineralquelle, die dem Klaus bald seine ganze Gesundheit zurückgab.

Florentin und die Tochter des geheilten Klaus nannten nun ihr neugebautes Haus Scheidegg, zur Erinnerung an ihre so hoffnungslos scheinende Leidenschaft und ihre Liebe. Wenn auch die schrecklichen Abenteuer mit den Bergriesen für sie alle ein gutes Ende nahmen, beschlossen sie doch, sich von nun an gegen künftiges Unheil gründlich abzuschirmen: Zu Gersau vereinigten sich ihre Allmendgenossen zu einer kirchlichen Senn-Bruderschaft; ihre Patrone sind die heiligen Viehbehüter Wendelin\*, Marcellus\* und Antonius\*.

Jährlich am St. Jakobstage feierten sie seither ihr Bruderschaftsfest auf dem Käppelberg: Fröhlich wurde dort getanzt und geschwungen. Doch, plötzlich erschien jedes Mal eine drohende Erinnerung an die einst so gefährlich Begegnung und Auseinandersetzung mit den alten Herren der Alpen. In Tannenwedel und Moos gehüllt, zeigten sich zwei Äpller, mit ihren Masken und Leibesvermummungen ein getreues Abbild des Wildenmannli samt seinem Wildwibli.

\*Wilder Mann: In der Volkssage der Gebirgsländer ein riesiger, mit langen Haaren bedeckter, oft bössartiger Waldmensch mit Keule oder entwurzelter Tanne als Stock

\*Heiliger Wendelin: Nach der Legende iroschottischer Königssohn. Als Einsiedler oder Mönch 617 in den Vogesen gestorben. Beliebter Kapellen- und Wallfahrtsheiliger. Patron der Landleute für Flur und Vieh.

\*Marcellus: Mönch und Lehrer zu St. Gallen 865.

\*Antonius: Ein Heiliger aus Ägypten in Keman, Mittelägypten, um 250. Gilt als Vater des Mönchtums und ist Patron der Haustiere.

## **Der Alpenapostel (8;9)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

Beatus soll als schottischer oder irischer Königssohn im Jahre 20, nach einigen noch früher, geboren worden sein. Man behauptet, dass ihm der Erlöser in einem Traumgesicht erschienen sei und ihm geboten habe, in den Süden zu ziehen und dort die neue Wahrheit zu suchen. Er habe aber den Apostel Petrus in eigener Person getroffen, sei von ihm getauft und ausgesandt worden, den Alpenvölkern den Glauben zu bringen.

Beatus durchwanderte den Aargau, den Thurgau und die Gebiete von Zürich und Unterwalden. Besonders aber in den Gegenden, wo später die Städte Luzern, Aarau, Solothurn und Bern sich erheben sollten, strömte ihm das Volk zu und es entstanden rasch wachsende Gemeinden. Mehr als seine Worte und Lehren wirkte aber das gute Beispiel, das er jedermann durch sein mutiges und gottgefälliges Dasein gab.

Als er sein grossartiges Werk vollendet hatte, zog er in die Gegend des Thunersees, dort auf sein Ende zu warten. Aus einer Höhle, die noch heute seinen Namen trägt, vertrieb er einen scheusslichen Drachen, der das ganze Land blutig geknechtet hatte. Einige weise Leute deuten dieses Ungeheuer als Erinnerung an die geldgierige und grausame römische Unterdrückung und den damit verbundenen Götzendienst. Wie man weiss, hatten die Statthalter der fremden Macht versucht, das Alpenvolk zu überreden, ihre teuflischen Kaiser als Götter anzubeten.

Als der grosse Glaubensbote neunzig Jahre alt war, man sagt im Jahre des Herrn 110, rief ihn Gott zu sich. Aber die Leute, zu denen er in den verschiedenen Tälern unseres Landes gepredigt hatte, blieben dem Gedächtnis an den edlen Königssohn aus dem Norden treu. Von überall kamen sie zu seinem Grab, wenn sie Rat in ihren Schwierigkeiten finden wollten, Männer und Frauen aus dem Oberlande wie aus dem Thurgau, Berner wie Innerschweizer.

So hatte der heilige Beatus Menschen aus den verschiedensten Gegenden zusammengebracht, auf dass sie am Ort seines Sieges über den Drachen sich immer besser kennen lernten, einander immer besser verstünden und damit lieb gewännen.

Immer vertrauter wurde damit den Leuten aus dem ganzen Alpenland schon damals der grosse Gedanke, sich gegenseitig als Verbündete und Brüder zu betrachten.

### **Herr Attila in den Alpen (1)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

Einige behaupten, der hohe Turm des Schlosses zu Spiez sei vom mächtigen Kaiser Attila oder Etzel erbaut worden, der am Ende des Römischen Reiches den ganzen Erdkreis mit seinen Scharen durchzog. Seine wilden Hunnen hätten schon in ihrer Urheimat die Kunst der Feuerzeichen in höchster Vollkommenheit beherrscht.

So hätte der gefürchtete Mann, zusammen mit Frauen und Gefolge, sich allen sinnlichen Zechereien am friedlichen See hingeben können und trotzdem gleichzeitig alles zu erfahren vermocht, was seine Heerführer nördlich des Rheins oder in Italien vollbrachten. (S. 434 bis 453)

Von einem Berg zum andern hätten die wilden Krieger ihre Botschaft verbreitet, bis sie vom Wachposten auf dem Niesen bemerkt und richtig gedeutet worden seien. Von dort wurden sie dann in entsprechenden Zeichen an die Krieger auf dem Turme von Spiez weitergegeben und diese mussten sich überlegen, ob die Nachrichten wichtig genug waren, den Herrscher bei seinen lärmigen Lustbarkeiten damit zu stören.

### **Die Freien Iseltwalder (8;3)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

In alten Zeiten gebot ein grosser Kaiser des Römischen Reiches deutscher Nation den mit ihm verbündeten Völkern des Oberlandes, ihm bei einem Kriegszug die versprochenen Hilfsmannschaften zu stellen. „Wir senden der kaiserlichen Majestät“, versprochen darauf die treuen Bergler, „drei Krieger aus der Gemeinde Inselwald am Brienzersee.“

Der Herrscher glaubte nach solcher Antwort fast an Verrat und offene Verhöhnung, doch, die Oberländer wussten ihn rasch zu beruhigen: „Unsere drei Mannen, die vermögen ein Mehrfaches von dem zu leisten, was sonst nur zahlreiches Volk zu erreichen vermag. Schaut zuerst nur einmal unsere drei Krieger an.“

Der Kaiser sah bald, dass man ihm nicht zu viel versprochen hatte: Die drei Iseltwalder waren gewaltige Riesen, die sich in die Felle der wilden Bergtiere, der Bären und Wölfe, kleideten. Als Waffen hatten sie sich in einem Buchenholz drei schenkeldicke Stämme geschnitten, sie von allen Ästen befreit und sich wie leichte Wurfspere auf die Schultern gelegt. Wandelnden Türmen gleich ragten die drei Oberländer aus den Heeren des Kaisers, als sich diese wider ihren Feind in Marsch setzten.



Der Kaiser merkte wohl – mehr der Verbündeten aus dem Bergland, die hätten einander beim Kämpfen nur gestört und damit den Sieg hinausgezögert: Die Keulen der drei Iseltwalder genügten vollauf, jeden Gegner in kürzester Zeit zusammenzuschlagen und das, was das noch einigermaßen sein elendes Leben zu bewahren wusste, in blinde Flucht zu versetzen.

„Wählet euch zum Lohne“, sprach darauf der Kaiser zu den Riesen, „was ihr nur möget. Jeden Dank habt ihr durch eure Dienste erworben!“

„Erlaubt uns nur“, sprachen die Iseltwalder mit würdiger Bescheidenheit, „dass unsere Gemeinde den stolzer Kaiseradler auf ihrem Banner führen darf, vom Augenblick an, da sie dereinst mit hundert Mann in das Feld zu rücken vermag.

Wir selber wünschen uns nur das eine: Erlaube uns, wenn wir zu Land an unserem See im heissen Sommer durstig hinunterwandern, auf den Pflanzplätzen zu Bönigen also auf Reichsboden, je drei Rüben ausziehen und eine in der Hand, zwei im Gürtel davonzutragen.“

Der Kaiser gewährte gnädiglich die Bitten und die Riesen erquickten sich von da an sehr häufig an den saftigen Rüben.

Was aber das Wappenvorrecht von Inselwald angeht – die Gemeinde blieb ewig zu klein und kam nie dazu, ein ganzes Hundert streitbarer Krieger ins Feld schicken zu können.

Aufmerksame Reisende haben übrigens in einem Hause des Dörfleins Matten bei Interlaken buntbemalte Fensterscheiben gefunden, die wahrscheinlich mit dieser alten Geschichte zu tun haben: Ein mächtiger Bär wird dort dargestellt, der seine paar Rüben im Gürtel trägt.

## **Die kühnen Frauen von Lenk (7)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

Die starken Hirten der Berge glaubten eben, als sich unten in den Tälern schon mächtige Städte und Gotteshäuser erhoben, noch lange nur an ihre eigene Ordnung: Weniger aus bitterer Not als aus Übermut überfielen sie gern ihre Nachbarn und wer unter ihnen dank Körperkraft, Waffenübung oder List dabei den Viehbesitz der Seinen am meisten zu mehren vermochte, den grüssten die schönen Mädchen am herzlichsten, der war bei Freund und Feind in der ganzen Umgegend wohl angesehen.

Einmal, da überfielen wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Walliser die fruchtbaren Alpen der Lenker im Obersimmental und führten fröhlich ganze Herden als Beute mit sich. Nur die Weiber und die alten Männer waren bei den Beraubten in den Hütten, die ganze kampferprobte Jugend ging für sich irgendwo recht gefährlichen Abenteuern nach. Trotzdem brachen alle, was sich einigermaßen auf den Füßen zu halten vermochte, zur Verfolgung der frechen Gegner auf.

Bald schon erblickten die Lenker ihr weggetriebenes Vieh, die siegessicheren Walliser hatten es nun einmal nicht mit der Eile. Die neugewonnenen Herden liessen sie ruhig weiden und feierten in der Nähe den leichten Sieg mit Wein und Spottgesang. Vielleicht wollten sie, sich ihrer gewaltigen Übermacht wohlbewusst, ihre Verfolger sogar absichtlich in die Nähe kommen lassen, um dann schwache Weiber und Greise tüchtig verhöhnen zu können.

Da lösten die listigen alten Lenker heimlich die Glocken von den Kühen und schwangen sie selber hin und her, dass es auf der Weide lustig weiterbimmelte. Die Weiber unterdessen, die trieben die gestohlenen Herden rasch wieder heimzu.

Erst als Frauen und Vieh so weit weg waren, dass auch der Dümme unter den Wallisern die Sinnlosigkeit einer wilden Verfolgung sofort einsehen musste, hörten

die klugen Greise mit ihrem Schellen auf und liessen dafür ein schallendes Gelächter von allen Bergwänden widerhallen.

Für ihren Mut in der Not erhielten die Lenker Frauen von da an das ehrenvolle Vorrecht, die Kirche vor ihren Männern verlassen zu dürfen.

### **Die böse Stadt (7;6;5)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

Im bernischen Simmental, in jener Gegend, wo jetzt Weissenburg, Oberwil und andere kleine Ortschaften liegen, soll in ganz alten Zeiten eine grosse und reiche Stadt gestanden haben. Dorthin kam eines späten Abends ein zerlumptes Männlein und flehte von Haus zu Haus um eine milde Gabe.

Überall traf es aber auf Gleichgültigkeit oder kalten Hohn, nur in einer schlechten Hütte, etwas ausserhalb der mächtigen Stadt, war ein armer Greis mit seiner Tochter ohne viel Federlesens bereit, mit dem seltsamen Bettler sein karges Mahl zu teilen.

Doch, das Männlein packte sofort eine Hacke und begann mit viel Eifer und Fleiss einen Graben um das Hüttlein seiner Wohltäter aufzuwerfen. Mit duldsamem Lächeln betrachteten Greis und Tochter das närrische Treiben des verhudelten Zwergleins.

Aber kaum war dieses mit seiner Arbeit fertig, da ertönte von den Bergen her ein Tosen und Donnern. Erde und Felsen stürzten wie ein schwarzes Meer über die geizige Stadt; sie begruben all ihren Reichtum und all ihre hartherzigen Bürger.

Nur das gastliche Hüttlein der beiden freundlichen Menschen wurde dank seinem schützenden Graben von dem allgemeinen Verderben und Strafgericht verschont.

### **Paradiesischer Reichtum (6)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

Das Bödeli, der flache Boden zwischen dem Briener- und dem Thunersee, mit den Gemeinden Unterseen, Bönigen, Wilderswil und Matten, war früher für seinen Reichtum an besonders heilsamen und seltenen Kräutern wohlbekannt. Berühmte Doktoren kamen wegen dieser Kräuter ins Oberland, und die Einheimischen konnten sich einen Batzen Geld verdienen, wenn sie sie an die geheimen Fundstellen führten.

Man sagt, dass der liebe Gott, als er diesen Ort schaffen wollte, zu seinem treuen Helfer, dem heiligen Petrus, gesprochen habe: „Und jetzt gib mir vom Paradiesmödeli, wir wollen jetzt machen das Bödeli.“ Nach diesen Worten seien auf dem Boden die heilkräftigen Kräuter so zahlreich gewachsen wie im Paradies selber.

Auch wird behauptet, dass der heilige Beatus, als er in der Endzeit des Römischen Reiches unser Land durchzog, hier von einem frommen Hirten dieser Gegend auf die Höhle am Thunersee aufmerksam gemacht worden sei, die er dann als Wohnstätte wählte.

Zum Dank soll der Heilige das Bödeli gesegnet haben, worauf die für Mensch und Tier heilsamen Kräuter in Fülle sprossen. Im Mittelalter sind sie dann Studiengegenstand der klugen Mönche vom Kloster Interlaken geworden, von deren Künsten in der Heilmittelbereitung noch immer manches Rezept unter dem Volk des Oberlandes bekannt sein soll.

Ja, es heisst, dass eine Handschriftliche Sammlung dieser Kräuterlehre, „Das Beatusbüchlein“ genannt, bei den Oberländern von Hand zu Hand gehe. Diese Erbschaft der Klosterleute bewirke aber noch immer, dass die alte Wissenschaft nicht

ganz verloren gehe! Viele Menschen in den Alpentälern sollen ihr bis heute gute Gesundheit bis in ihr hohes Alter verdanken.  
Genaueres ist darüber freilich nicht zu erfahren!

### **Osterwasser (10)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

Als besonders heilkräftig und segensbringend gelten die Wasser der Quell- und Bergbäche, wenn das Eis der Alpen zu schmelzen beginnt und die ganze Umwelt der Menschen sich verjüngt und erneuert.

Gerade auf dem berühmten, heutzutage leider stark überbauten Bödéli zwischen Thuner- und Brienersee, war einstmals das Holen des Frühlingswassers gang und gäbe. Aber nicht bloss dort pflog man den schönen Brauch. So kannten ihn auch Kinder aus alten Berner Geschlechtern, die bei ihrer Suche nach dem Osterwasser vor allem zum Glasbrunnen im Bremgartenwald gegangen sein sollen.

Man musste, so heisst es, am Ostertage vor Sonnenaufgang losziehen, ja, noch vor diesem wieder daheim sein. Beim Gang zu Brunnen oder Quellen durfte man nie zurückblicken und mit keinem Menschen ein Sterbenswort sprechen. Ruhig musste man das Wasser in sein Gefäss schöpfen und dann sogleich, wiederum ohne auf Mensch und Tier zu achten, heimzu streben.

Die Leute, so wird erzählt, glaubten früher, dass boshafte Mächte in vielerlei Gestalten auf die Wassersucher lauern und auf sie auf alle Arten abzulenken und zu erschrecken suchen. Geht der Mensch auf deren höllisches Treiben auch nur im geringsten ein, so kann er gleich umkehren, sein Wasser wird auf alle Fälle wertlos sein.

Das richtig gewonnene Osterwasser sollte, wenn man es sorgfältig trank, Gesundheit bringen. Früher sollen es die Bauern sogar unter den österlichen Frass ihres Viehs gemischt oder tropfenweise in den Ställen verspritzt haben.

Nach der Sage hat das Osterwasser besondere Kraft. Wer sich am Ostersonntag im fliessenden Bache wäscht, bleibt immer jung und schön. Das Osterwasser heilt Wunden, Augenkrankheiten, Kopfschmerzen, Flechten, Krätze, Sommersprossen und alle Hautübel.

### **Der Stern der Liebe (7)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

Der Ritter Adrian von Bubenberg soll in Liebesdingen sehr erfahren gewesen sein. Man erzählte einst an den Seen von Thun und Brienz mit viel Bewunderung von den Abenteuern, die der Herr von Spiez und Strättlingen auf den Alpen und in den malerischen Herrnsitzen erlebt habe.

Vielleicht beziehen sich derlei Geschichten auf den einsamen Stern, den Stern von Bubenberg, der sein Wappen zierte. Diesen Stern verglich man gerne mit dem Abendstern, bei dessen Schein die Kilter im Oberland loszogen, ihre Liebsten mit einem nächtlichen Besuch zu beglücken.

Aus dem liebenswerten Geschichtenkranz, der sich um den See, seine Ritter und Fischer, besonders aber um die Hirtenmädchen in der Umgegend rankte, entstand ein eigenartiger Glaube, über den eine Frau aus Faulensee berichtete.

Einst gab es junge Leute, die, namentlich an Feiertagen, in den Hof des Schlosses von Spiez gingen, in der Dämmerung den Aufgang des Abendsterns zu erwarten. Wenn nämlich jemand dessen Schein unverwandt anblickte und dabei fest an einen

Menschen dachte, den er in seinem Herzen liebte, so konnte er sicher sein, dass jener sogleich mit der ganzen Kraft seiner Seele an ihn zurückdenken musste.

### **Käse beim Leichenmahl (7)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

Wenn im Berner Oberlande ein Kind geboren wurde, war es mancherorts der Brauch, in die harte Rinde eines grossen Käses Geburtstag, Geburtsjahr und Taufnamen zu ritzen. Sorgfältig wurde der Käse darauf von der Sippe aufbewahrt und erst herausgerollt, wenn nach vielen Jahren das irdische Dasein des betreffenden Erdengastes seine Erfüllung gefunden hatte.

Beim gemeinsamen Leichenmahl ward nun auch der ein Menschenleben alte Käse verspeist. Die Leute glaubten fest, dass gerade durch das Verzehren des Käses die Erinnerung von allen Anwesenden leicht in das ferne Jahr zurückfliegen könne, in dem der Verstorbene in der Wiege gelegen hatte.

Also sprach man beim Mahle, während man den alten Käse genoss, vom Laufe und Zustand der Welt, wie sie der beklagte Verstorbene zur Zeit seiner Geburt angetroffen und allen bemerkenswerten Ereignissen, die das Leben seither verändert hatten. Man erinnerte sich an Zeiten der Üppigkeit und der Armut, an Frieden und blutigen Krieg und an allerlei mehr, was für das menschliche Dasein von Bedeutung erschien, derart jedem Anwesenden vor Augen führend, wie der Verewigte die verschiedenen Stationen seines Lebens gemeistert hatte.

### **Der Ewige Riesengeist (5)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

In vielen Sagen unseres Alpenlandes zieht der Ewige Jude, der nicht sterben kann, ohne Rast und Ruh im Lande herum, sieht Städte entstehen und wieder spurlos verschwinden.

Er ist ein gewaltiger Riese, sein Schatten soll eine halbe Stunde weit reichen. Darum sagt man etwa von einem Menschen, der hochaufgeschossen ist: „Er ist fast so gross wie der Ewige Jude.“

Die Sage erzählt, der Ewige Jude müsse zur Strafe dafür, dass er Christus auf dem Weg nach Golgatha keine Rast gönnte, ruhelos wandern.

### **Challigroosi kann alles! (5)**

Quelle: Hausbuch der Schweizer Sagen von Sergius Golowin

Der Challigroosi, der Grosvater von den Challi-Felshängen, ist ein grossmächtiger Riese, den man, in Holzschuhen nicht kleiner als Wäschezuber, in Sturmnächten über die Felsplatten schreiten hört. Er ist ein steinalter Mann und doch rüstig und von gewaltiger Körperkraft und Zauberkunst. Ellenlang ist sein Bart, seine wilden Augen sprühen feurig, und sein Schlapphut ist weit berühmt.

„Challigroosi kann alles und vermag alles!“ Dies hielten die Hirten bei Grindelwald einst für eine felsenfeste Wahrheit und trauten dem Riesen jede Hilfe in der Not zu und auch jeden üblen Streich, wenn man seiner frevelhaft zu verspotten wagte.

## **Das Herrenrecht (7;5)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Hinter Wasen in der bernischen Pfarrei Sumiswald befindet sich auf einem Hügel das Bauernwesen Bärhegten. Einst stand an seiner Stelle eine Burg, dessen Herr die Umgegend lieblos misshandelte. Als nun ein Paar, im Tale hoch geachtet, sich ehelich verbinden wollte, ging der Vater der Braut zum Junker, um jenes Herrenrecht loszukaufen, welches der Zucht einer unschuldigen Braut bitter Hohn sprach. Aber, das Mädchen war von so grosser Schönheit, dass der Herr den Bauern abwies. Kummervoll begab er sich aus der Burg und begegnete unweit davon einem Männchen, welches ihn fragte, was ihn drücke. „Du kannst mir nicht helfen!“ entgegnete der Bauer unwillig. Aber der Kleine liess nicht nach, bis er alles erzählte. Nun hiess ihn das Männchen gleich nach der Burg zurückkehren und den Herrn um den höchsten Loskaufpreis fragen. Dieser, um ihn für immer los zu werden, erklärte: „Nur wenn du mir eines Morgens die grösste Buche aus dem Hornbachgraben herbringst und mit ihren Ästen hier im Hof aufstellst.“ Niedergeschlagener als das erste Mal verliess der Vater den gefürchteten Ort und berichtete dem Männchen den Hergang. Dies aber hiess ihn guten Mutes sein und sprach: „Diesen Abend noch wollen wir die grösste Buche des Tales aussuchen, die fällt du morgen früh und für den Transport will ich schon sorgen.“

Als der Bauer am folgenden Morgen die Buche aus dem Boden gegraben hatte, erschien der Kleine mit drei mageren Gäulen, spannte an und fuhr den Hügel hinan der Burg zu. Als sie dort schnaubend anlangten, entsetzte sich der Junker, kam aber schnell in den Hof herunter und fragte das Männchen, wo es die Wundertiere herhabe. „Herr“, sagte dieses: „De i de Stange isch din Urgrossvater, de i de Bäuma din Grossvater, de vorus din Vater und wens nit wär gangen, so hätti dich no dezuo gspannt.“ Bei diesen Worten geschah ein Knall und die Burg samt dem Junker und dem rätselhaften Zuge war ins Innere des Hügels versunken.

## **Der starke Millbacher (7;5)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Der Millbacher von Trub im Emmental trank so lange Muttermilch, dass er stärker wurde als alle anderen Burschen und galt jung als der beste Schwinger seiner Gegend. Er trug ein volles Salzfass ohne irgend einen Anstand bergauf und in den Dörfern im Tal, wo er öfter als Schnitter diente, erzählte man sich viel von seiner ausserordentlichen Leibeskraft. Auf der Schanze in Bern wurde er viele Jahre als Sieger gekrönt und nur einmal vom Ländler Heineli Roth besiegt, aber nur, weil dieser beim Grusse ihm mit zwei Neutralen bestochen hatte. Der Spott seiner Kameraden ärgerte ihn jedoch so, dass er das nächste Mal, als Roth den Trick wieder versuchte, ihn so drückte, dass er blutete und dann auf den Boden warf, wo er den einen Arm brach.

Als ihm nachher in seiner Heimat ein anderer durch List „einen Schwung abgewann“, wurde er rasend und schwor sich: „Und wenn der Tüfel chäm, so wett ich em de zeiga, was Millbacher chönnt.“ Er nahm jeden Begegnenden von nun an in die Hände und es kam so weit, dass, um Unglück zu verhüten, ihm stets einer vorauslief, um vor dem Kommenden zu warnen. Einst, als man dies auch bei einem kleinen unansehnlichen Männchen tat, lächelte dies bloss und ging seinen Weg weiter. Bei Millbacher angelangt, fasste dieser das Männchen und warf es unsanft zu Boden. Aber diesmal ging es anders. Das Männchen war blitzschnell wieder auf, packte den Millbacher und schleppte ihn über Stock, Staude und Hang, bis er zerschlagen am

Boden lag. Von nun an schwang er nie mehr und niemand zweifelte daran, wer das Männchen gewesen sei.

### **Die Erdmännlein im Emmental (5)**

Quelle: Sagen der Schweiz, von Peter Keckeis

Erdmännlein wohnen tief unter der Erde und kommen nur selten herauf zu den Menschen. Wohltätige Leute werden von ihnen belohnt. Weil sie sich nur nachts sehen lassen, nennt man sie auch Nachtleutlein.

Gerne setzen sie sich in einem Kreis zusammen und noch lange nachher zeichnet sich der Kreis, wo sie sassen, durch kräftigen Graswuchs aus. Bisweilen sieht man an kahlen Berghalden solche Ringe, etwa zwei Klafter im Durchmesser, die aus saftigem Gras bestehen, während ringsum alles kahl und dürr ist.

Von diesen Erdmännlein erzählt man sich viele Geschichten.

Eines Abends ging ein Mann ins Wirtshaus, um Wein für seine Frau, die eben niedergekommen war, zur Stärkung zu holen. Auf dem Rückweg traf er auf ein paar Erdmännlein, die ihn fragten, was er da mit sich trage. „Wein für meine Frau“, sagte der Mann. Da baten ihn die Erdmännlein, ihnen davon zu trinken zu geben. Der Mann redete sich heraus, der Wein in der Flasche reiche nicht aus für alle. Da meinten die Erdmännchen, es bleibe darüber hinaus noch genug für seine Frau darin. Da gab er ihnen die Flasche, welche die Erdmännchen im Kreise herumreichten. Da wurde dem Mann Angst um seinen Wein. Sicher musste er wieder ins Wirtshaus zurück, um die Flasche auffüllen lassen. Als man ihm die Flasche zurückgab, war die Flasche noch fast voll. Das wunderte den Mann. Die Erdmännlein schärften ihm aber ein, nichts seiner Frau zu erzählen.

Genug, nicht nur konnte seine Frau nach Herzenslust trinken, die Flasche blieb stets voll, soviel man auch daraus getrunken hatte. Aber, schliesslich wollte diese immervolle Weinflasche der Frau nicht mehr gefallen. Sie ahnte Hexenwerk und drang in ihren Mann, ihr die Wahrheit zu sagen.

Der Mann redete sich mit der Grösse der Flasche heraus und forderte seine Frau auf, recht kräftig daraus zu trinken, dann werde sie gewiss leer. Aber die Frau liess sich nicht hinters Licht führen. Da entdeckte ihr der Mann das Geheimnis. Von da an leerte sich die Flasche rasch und der Mann musste wieder und wieder in die Wirtschaft laufen, um sie zu füllen.

### **Die Teufelsburdi (9;7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Vor vielen hundert Jahren, als auch im Emmental der christliche Glaube festen Fuss zu fassen begann, entstanden viele Kirchen. Auch die Leute von Biglen hatten den Bau eines Gotteshauses beschlossen.

Da bot ihnen der Teufel seine Hilfe an. Zur Errichtung der Fundamente benötigen die Bauleute ein dauerhaftes Gestein. Nun lag damals im Flussbett der Emme zu Lützelflüh ein mächtiger Felsblock, der wohl an die hundert Zentner wog. Der hätte ihnen für ihre Kirche sehr wohl gedient. Der Teufel anerbote sich, den Stein zur Stelle zu schaffen, unter der Bedingung, dass das Gotteshaus, sobald es fertig gebaut sei, ihm gehöre.

Den Biglern, die seine Hilfe beim Bau der Kirche angenommen hatten, war nun doch bei dieser Abmachung nicht ganz wohl. Um den Teufel um seinen Lohn zu prellen,

verlangten sie von ihm, dass er den Block in einer Nacht von Lützelflüh nach Biglen trage, ohne seine Last ein einziges Mal niederzulegen.

Der Böse willigte ein. Zur abgemachten Stunde erschien er in Lützelflüh und mit ihm drei Männer von Biglen, die seine Arbeit überwachen sollten.

Mit feurigen Krallen ergriff der Grüne den riesigen Block und schwang ihn auf seinen Nacken. Mühsam buckelte er den Stein Tal einwärts bis nach Obergoldbach. Unter Aufbietung seiner ganzen Kraft trug er von dort seine Last den steilen Weg bergan. Im Walde auf dem Bergrücken, der das Tal des Goldbachs von dem der Bigler scheidet, bat er seine Begleiter, sie möchten ein Einsehen haben und ihm gestatten, seine Bürde für einen Augenblick niederzulegen. Es sollte gewiss ihr Schaden nicht sein. Aber die drei Bigler blieben hart und erinnerten den Teufel an sein gegebenes Wort. Sie trieben ihn an, seinen Weg zu vollenden.

Die Wasserscheide war erreicht. Schon erblickte man drunten im Tal im bleichen Mondlicht die ersten Häuser von Biglen. Da brach der Teufel, erschöpft von der grossen Anstrengung, unter seiner Last zusammen. Mit den wütend ausgestossenen Worten „Cheib du!“ liess er den Block fallen und verschwand spurlos. Nur ein hässlicher Schwefelgeruch blieb als Spur von ihm zurück.

Leichten Herzens zogen die drei Bigler heimwärts und verkündeten ihren bange wartenden Mitbürgern, was sich zugetragen. Die Kirche von Biglen wurde dann auch ohne des Teufels Hilfe gebaut. Aber, noch heute kann man den Block sehen, den das Volk Teufelsburdi benannt hat. Und bis auf den heutigen Tag heisst der Bergübergang zwischen Obergoldbach und Biglen der „Cheib“.

### **Der Wolf von Ringgenberg (6;7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Der Ritter Wolf von Ringgenberg war ein wilder, roher Herr, hartherzig und grausam. Das geringste Vergehen seiner Untertanen büsste er ihnen an Leib und Leben. Darum hiessen ihn die Landleute den Werwolf. Wie ein Wolf in Menschengestalt war er zu schauen: Ungeschlachten Leibes war er wie ein Riese und wenn er im Zorn den zündfeuerroten Bart schüttelte und seine Augen funkelten, war es, als flackerte Feuer um ihn. Selten oder nie kam er aus dem Harnisch und gejagt musste sein, den lieben langen Tag mit Hörnerschall und Hundehatz durch Wälder und Felder.

Erst, als er auf seinem schwarzen Hengst am anderen Ufer des Brienersees nach seinem Schloss Inselwald zusprengte, da stiess er auf das Hüttlein eines Fischers. Eben trat des Fischers junges Töchterlein aus der Türe, ein liebliches Kind mit holden Augen. „He du“, rief der Ritter im Vorbeireiten dem Fischer zu, „komm morgen mit dem Mädchen auf meine Burg nach Ringgenberg!“

Schweren Herzens bestieg am andern Tage der Fischer mit seinem Kinde das Boot und ruderte hinüber. Und es kam, wie er gefürchtet hatte: Der Werwolf wollte das Mädchen bei sich auf dem Schloss behalten. Der Vater weigerte sich, der Zwingherr drohte im Zorn mit Gewalt. Da, ehe jener sich versah, liefen Vater und Tochter um ihr Leben ans Ufer hinunter. Eben stiessen sie ab, da zischte ein Pfeil durch die Luft und durchbohrte dem Mädchen das Herz. Der Vater führte die Leiche seines Kindes heim, barg sie im Grabe und ohne ein Wort der Klage verliess er die Hütte, Netz und Schiff und wurde nicht mehr gesehen.

Viele Jahre waren seither ins Land gegangen. Der Werwolf war alt und grau geworden und wütete grimmiger denn je gegen das arme Volk. So gross war der Hass im Lande gegen ihn, dass er seines Lebens nirgends mehr sicher war. Da beschloss er, eine feste Burg zu erbauen, um sein Alter zum Trotz in Sicherheit zu verbringen. Alles Volk musste fronen, und weit herum wurden die besten Werkleute

aufgeboten. Lange schon arbeitete man an dem Bau und die Leute seufzten unter den Lasten, die sie zu ihrer eigenen Bedrückung zu tragen hatten. Da kam eines Tages wie von ungefähr ein fremder Greis und bot dem Zwingherrn seine Dienste an. Er komme von Rom und sei ein Meister der Baukunst. „Gut, Alter, so zeige, was du kannst“, sagte der Werwolf und reichte ihm einen mächtigen Hammer dar. Jener nahm den Hammer und tat damit einen solchen Schlag auf die Mauer, dass sie weithin dröhnte und die Steinsplitter nach allen Seiten stoben. „Und nun, Herr“, sagte der Fremde „wie soll die Burg denn heissen?“ „Schadenburg, wer’s merken will!“ rief der Werwolf. Da richtete sich der Fremde hoch auf und mit beiden Händen schwang er den Hammer über seinem Haupt. „Nein, Freiburg, wer’s merken will!“ rief er. Mit zerschmettertem Haupt brach der Werwolf zusammen. Der Alte aber schritt von dannen, keiner legte Hand an ihn. Niemand weiss, wohin er gegangen ist.

### **Die Zwerge auf der Spiezerfluh (5)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

In der Nähe des Kirchleins Einigen am Thunersee hielt sich vor gar langer Zeit in einem Walde ein Zwerg auf, der sich zur Sommerzeit fürs Leben gern auf die Spiezerfluh setzte, um sich dort zu sonnen. Leute von Spiez brachten ihm oft Milch, Brot, Käse und Äpfel. Zum Danke nannte er den Gebern dann zuweilen eine Glückszahl. War dies eine Sieben, so konnte der Betreffende darauf rechnen, dass ihm in sieben Tagen, Wochen oder Monaten irgendein unverhofftes Glück zufiel. So riet der Zwerg einst einem armen Bäuerlein, Licht und Feuer wohl in acht zu nehmen. Das Bäuerlein aber merkte nicht, dass in dem Sprüchlein eine Zahl versteckt war. Acht Tage später brannte sein Haus nieder. Als man aber acht Monate danach die Erde zum neuen Hause umgrub, da kam ein irdener Topf mit Goldstücken zum Vorschein. Aus dem Bäuerlein wurde ein hablicher Mann.

### **Die Katzen von Krattigen (4)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

In einer alten Scheuer in der Nähe von Krattigen, einem Dorfe auf der Höhe unweit Leissigen, versammelten sich einst Hexen zu nächtlichem Tanz. Ein Mann kam einmal in die Nähe des Gebäudes und erblickte schon aus der Entfernung durch die Zwischenräume Licht und hörte Lärm und eigentümliche Musik. Er schaute durch eine Spalte in die Scheune hinein und sah diese erleuchtet; viele Katzen tanzten da mit wildem Geräusch. Den Musiker sah er nicht, hörte aber eine abscheuliche, gellende Musik. Die Katzen aber waren Hexen, die dort ihren Sabbat feierten.

### **Die weisse Frau (7;4)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Oberhalb Leissigen am Thunersee auf dem Stoffelberg steht ein Buchwald und ein Feld mit einer Erhöhung. Diese Stelle heisst „auf der Burg“. Zur Zeit als noch der See bis an den Berg reichte und die Stelle vom jetzigen Dorf Leissigen noch vom Wasser bedeckt war, lag dort eine Stadt mit einem Schloss, welche beide einst ein Erdbeben zerstörte und verschüttete. Doch zeigt sich manchmal noch jetzt eine kleine weisse Frau. Buben sahen sie einst, wie sie bei einem weissen Tuche sass, auf welchem welke Blätter lagen. Als sie die Knaben sah, winkte sie sie herbei. Die Knaben aber



fürchteten sich und eilten davon. Da hob die weisse Frau das Tuch und schüttete die Blätter auf die Erde. Einige behaupten, die weisse Frau hüte einen Schatz und zeige sich nur alle hundert Jahre.

### **Dreierlei Bohnen (7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Am Strettlinger Turm beim Schlosse Spiez am Thunersee ging ein Mann nach Ostern im Gestrüpp umher und sah hier eine Jungfrau sitzen, die auf ausgebreitetem Tuche dreierlei Bohnen vor sich hatte. Dem Manne gefielen die Bohnen ihrer Art wegen und er erbat sich davon, um sie jetzt der Jahreszeit nach bald im Garten zu setzen. Die Jungfrau gab ihm ein paar Handvoll von jeder Sorte. Auf dem Heimweg wurden ihm die Bohnen gar zu schwer im Sacke. Als er nachschaute, waren dieselben Geldstücke, die weissen in Taler und die schwarzen in Scheidemünzen verwandelt. Jetzt wusste der Mann, dass er die Strettlinger Jungfer gesehen hatte.

### **Teufental (6)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Die ersten Bewohner des Brienzerlandes sollen ihren Wohnsitz auf dem Plateau der Burg hoch über dem Giessbach aufgeschlagen haben, wo eine Quelle entspringt. Als einst Lawinen diesen Berg verschütteten, zogen die Siedler hinab nach Teufental und danach selbst auf das Tschingelfeld über dem obersten Giessfall. Noch in unserer Zeit hat man dort die alten Heidenhäuslein sehen können. Druiden sollen auf Tschingelfeld ihren Götzen geopfert haben. Als später das Gotteshaus Sankt Gallen seine christlichen Sendlinge in die entferntesten Winkel des Gebirges sandte, sollen die Druiden ihre abgöttischen Bilder in einer Höhle der Gratsfluh geborgen haben, um sie vor dem Eifer der neuen Heilsboten zu schützen. Noch heute heisst daher diese Höhle die Götzenbalm. Als aber das Heidentum dort oben ausgerottet und die Druidenbäume gefällt waren, wurde der Ort Othmars Schwenn, oder Schwendi, genannt. In seiner Nähe lag der Totenacker an einer Felswand angelehnt, den man die „Ruhngüter“ nannte. Die Alp wurde später Eigentum des Klosters Interlaken und nachmals Schweiben geheissen, vielleicht, weil der Name eines sanktgallischen Heiligen den Bödeli-Mönchen unbequem war.

Ebenso trüb wie im Teufental muss es früher in der Brienzergegend gewesen sein. Auf Hausstatt z.B. stunden Heidenhäuser, deren eines noch die Jahreszahl 1207 trug. Eines Tages ging ein Bewohner von dort oben ins Tal hinab. Als er abends wieder zurückkehrte, sagte er, heute habe er drunten eine „Wisa“ gefunden und sich entschlossen, dort eine Hütte aufzuschlagen. Diese Wisa stand in der Nähe der nachmaligen Kirche Brienz.

### **Seeungeheuer (19;2)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Etliche Ruderschläge ostwärts des Giessbaches säumen die hohen, senkrechten Flühe des Rauf und des Entenwinkels das Seeufer.

In dieser Gegend hausten einst die Seeungeheuer. Vom Mitternachtswind hierher abgetriebene Schiffsleute wussten von ihnen. Es waren zumindest zwei Tiere, mit Leibern wie Schlangen. Oder wie Fische? Jedenfalls streckten sie die Köpfe über das

Wasser! Grausliche Köpfe, mit einer Schnauze fast wie die eines Hundes. Mit zwei krallenbewehrten Füßen schwammen sie im Wasser der Bucht. Die Ungeheuer wären sehr wohl imstande gewesen, die Boote der Schiffsleute zum Kentern zu bringen. Man wich ihnen deshalb aus. So blieb auch nie einer in ihren Krallen hängen. Dagegen behaupteten die Fischer, die Ungeheuer vertilgten grosse Mengen von Fischen, weshalb die Hechte und Forellen, die Egen, Hasel, Balchen, Bläulig und Brienzling im Brienzensee so selten geworden seien.

### **Voraussage des fahrenden Schülers (7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Einst kam einer der fahrenden Schüler, die Schüler, die in den Bergen nach Kristallen und nach Goldadern suchten und sich auf geheime Künste verstanden, ins Tiefental. Im Heidenhaus klopfte er an und bat um ein Nachtlager. Der Bauer gab Bescheid, seine Frau erwarte noch diese Nacht ein Kind und er könne keinen Fremden aufnehmen. Der Fahrende drängte aber und bat den Bauer bei dem bösen Wetter unterstehen zu dürfen. Da willigte der Bauer ein.

In der Nacht kam die Frau des Bauern nieder. Bei jeder Wehe rief der Scholar: „Noch nicht! Jetzt noch nicht!“ Einmal sagte er dann: „Aber jetzt!“ Der Bauer stellte den Fremden deshalb zur Rede. Der wollte mit der Antwort nicht herausrücken. „Hättet ihr mich nur nicht danach gefragt. Jetzt sollt ihr es eben wissen. Wenn ich der Geburt nicht entgegengehalten hätte, wäre das Kind später zum Selbstmörder geworden.“ „Und jetzt also nicht?“ fragte der Bauer. „Jetzt wird ihn ein anderer töten, wenn er neunzehn Jahre alt ist.“

Dafür wollte der Bauer einen Beweis. „Den will ich schon geben“, meinte der Fahrende. „Übermorgen wird sich ein Füllen am Anbindestrück erhängen.“ Der Fahrende bedankte sich für Speis und Trank und ging davon. Am übernächsten Tag fand der Bauer dann wirklich das Füllen erhängt im Stall. Da wurde er nachdenklich und sein Herz wurde schwer.

Als das Kind zum Burschen herangewachsen war und der von dem Fremden vorausgesagte Tag näherrückte, sperrte ihn der Bauer in eine kleine Kammer im Dachstock ein. Hier wird keiner an ihn herankommen, dachte er. In den späten Abendstunden trieb die Tiefentaler Jungmannschaft sich um das Haus herum. Ihr wildes Spiel artete bald in böse Händel aus. Da gewahrte der Bursche von seiner Kammer aus, wie sein bester Freund von einem wilden Burschen hart angegriffen wurde. Da wollte er sich nicht zurückhalten und sprang in den Hof hinab. Er erhielt einen Messerstich in den Bauch und sank tot zusammen.

### **Der Milchisbachhund (2)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Am rechten Ufer des Brienzensees, zwischen Ringgenberg und Brienz, zeigte sich ein Hund von ungeheurer Grösse, der Milchisbachhund genannt. Wenn er in ein Haus ging, so zitterten alle Fenster. Einmal trat er im Dorfe Eblingen an einem hellen Sonntagmorgen an das Bett eines Kranken. Zwei furchtlose Männer gingen eines Abends von Oberried nach Eblingen. Auf einmal stand dieser Hund vor ihnen und versperrte ihnen den Weg, kehrte den Kopf gegen sie. Als alle Versuche, ihn wegzuscheuchen, nutzlos blieben, kehrten die Männer um und liessen sich auf dem See heimrudern. Einem Mann von Niederried erschien der Milchisbachhund einst, als er eine junge Buche fällte. Da ergriff er die Buche und schlug nach dem Hund. Es

war aber, als hätte er in den Schatten geschlagen. Am gleichen Abend aber erkrankte der Holzer und konnte kaum vom Tode errettet werden. Alte Leute erzählen, es sei früher eine Weibsperson wegen Sünde gegen das Fleisch gerichtet worden. Kurz vor dem Tod soll sie gesagt haben, sie wolle dem See nach allen Leuten erscheinen, um sie vor jedem nächtlichen Herumschwärmen zurückzuschrecken.

### **Lueggi, Lueggi, du gueti Chueh (6;7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Manche sagen, es sei im Anfang des vierzehnten, andere, es sei zwei oder drei Jahrhunderte früher gewesen, als eine Horde Unterwaldner an den Hängen des Rothorns hernieder stieg und auf dem Planalpstafel Middlesten die Brienser Äpler überfiel.

In den Hütten hatten die Äpler gerade den Käse aus dem Kessi genommen und säuberlich in die Vätterren gedrückt, als plötzlich die Türen aufknarrten und fremde Kerle hereindrängten. Die schlugen gotteslästerlich fluchend alle kurzerhand nieder oder stürzten sie in die Käskessi, in die noch heisse Schotte, Kopf vorab. So rasch und unerwartet kam der Überfall, dass alle Gegenwehr zu spät kam.

Nur zwei Sennen wurden von den Unholden verschont, Vater und Sohn, sie sollten die Unterwaldner im Nebel den Weg über Eisee in ihre Berge zurückführen. Als sich der Alte aber weigerte, den schändlichen Dienst zu tun, stachen sie ihm mit einem glühenden Scheit die Augen aus und hängten ihn an einen Dachrafen. Dem eingeschüchterten Buben aber banden sie die Hosenstösse unten zu und füllten diese mit Steinen, dass er nicht entlaufe. Vorab dem Zug schritt mühsam der Bub. Die Last an den Beinen wog schwer. Dazu plagte ihn das Entsetzen über das eben Erlebte und die Angst vor dem, was ihm noch bevorstand.

Und doch glühte im Innersten noch ein geringes Fünkchen Hoffnung. Wenn nur Leute aus dem Dorf heraufkämen und den Teufeln die Beute wieder abjagten! Aber die Unterwaldner hatten den Kühen die Glocken abgehängt.

Da bemerkte er seine liebste Kuh, die aschgraue Lueggi. Sie trabte gerade hinter ihm her. Wenn er ihr chettete und sie beim Namen rief, musste man das nicht bis hinunter ins Gresgi und in der Talkrümmung, im Blattmahd hören?

Und nun sang der Bub in einem fort und so laut er mochte:

“Lueggi, Lueggi, gueti Chue, jetz muesst gägen Unterwalden zuel!“

Und damit er möglichst lange herwärts des Rothorns bleiben konnte, führte er die Unterwaldner, um sie im Weg zu täuschen, die lange Kehre „in Wengen“ bergauf bis auf den Grat.

Während Räuber und Vieh in den stotzigen Hängen im Nebel irrten, war an Middlesten ein junger Äpler, der eine böse Messerwunde in den Bauch bekommen hatte, wieder zu sich gekommen. Er rannte auf Tod und Leben auf die Mühlebachfluh zum „Buechelli“ und rief von hier aus durch ein Volli nach Brienz hinunter um Hilfe. Im Dorfe ging die Messe zu Ende und die Kirchgänger verliessen die Kirche. Kalt lief es den Leuten über den Rücken, als sie die schauerlichen Hilferufe vernahmen. Ein Mädchen erkannte den Rufer an der Stimme.

Im Handumdrehen war ein bewaffneter Trupp in der Alpgasse beisammen.

Unterdessen war dem Hüttenbuben die List gelungen, die Unterwaldner wieder in die Nähe der Hütten von Middlesten zu bringen. Da tauchten aus dem Nebel bewaffnete Gestalten auf und stürzten sich auf die Viehräuber. Ein Hauen und Stechen hob an. In erbittertem Kampfe machten die Brienser ihre Drohung wahr, mit den Feinden

gründlich abzurechnen. Keiner sollte mehr lebend über Eisee in die Heimat entkommen.

Bei der Heimkehr fand man den jungen Äpler, der von der Mühlebachfluh um Hilfe gerufen hatte, beim „Buechelli“ tot.

Die Hütte, in der der Ätti des Buben so grausam hingemordet worden war, hiess von dieser Zeit an die „Mordstye“ und der Ort an der Twärrenegg, wo der letzte Unterwaldner sein Leben lassen musste, der „Mordboden“.

### **Stadt Windegg (10;7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Hinter dem Rudolfshorn auf Triftalp, hoch oben im Gadmental, lag einst ein Dorf, Windegg genannt. Noch heute finden sich dort die Spuren eines steingepflasterten Weges. Einer dieser Wege soll in das Trifttal geführt haben, wo heute ein Glescherfeld die weite Mulde bedeckt. Von dort ging er weiter zur Gelmergasse und dann zum heutigen Grimselberg. Die Gegend um Windegg aber stand in üppigem Graswuchs und besass die schönsten Alpen weitem. Im Laufe der Zeit aber verwilderte die Gegend und wurde von den Bewohnern verlassen. Nur eine Familie blieb zurück. Als nun der Vater eines Tages aus dem Tal, wo er Brot und Salz geholt hatte, heimkehrte, sagten die zurückgebliebenen Kinder, es seien auf dem Wassertrog in der Küche über Nacht Glasscheiben gewachsen. Nun merkte der Alte, dass die Gletscher immer näher rückten und zog mit den Seinen und seiner Herde in das tiefer gelegene Achori.

### **Ahasvers Ruheplatz (6;7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Dort, wo sich wild und schauerlich im Aargletscher in tiefer Eiskluft zwischen dem Lauteraarhorn und den Wetterhörnern jene düstere Felsenhöhle öffnet, die, eine Zufluchtsstätte der Gemsenjäger, unter dem Namen Jägerhütte bekannt ist, war der Ruheplatz Ahasvers. Er kam auf seiner ewigen Wanderung nach der Schweiz, dem einzigen Lande auf Erden, wo der im Zorn noch gnädige Gott seinem irrenden Fuss eine kurze Rast gegönnt hatte. Dort habe er, nachdem er bei seinem ersten Kommen an jener Stelle unter schattiger Rebenlaube, das zweite Mal aber in dichtem Waldgebüsch geruht und endlich beim dritten Mal seinen Ruheplatz von starrem Eis umgeben und nichts als Schnee- und Eisfelder angetroffen habe, prophezeit, er werde zum vierten Male wieder kommen. Dann aber werde ein einziger Gletscher sein, was vom Brienersee weg bis nach Wallis hinauf noch fruchtbares Talgelände, grüne Matte und grasreiche Alp ist und auf ewigem Eis werde er von da aus wallfahrten und die Städte aufsuchen müssen, wo allein er findet, was ihm sonst überall auf Erden versagt ist: Ruhe für seinen müdgehetzten Leib.

### **Der Engstlenbrunnen (10;7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Auf den Bergen gibt es Brunnen, welche im Mai, sobald das Vieh auf die Weide getrieben wird, zu fließen anfangen; werden sie aber von demselben verlassen, versiegt auch ihre Quelle wieder. Von ihnen erzählen die Hirten, dass sie von

Bergmännchen oder den „Toggeli“ gehütet werden, welche auf diese Art für das durstige Vieh in den heissen Sommertagen sorgen.

Einer der bekanntesten ist der auf der Engstlenalp im Amte Oberhasli. Dieser fliesst nicht nur vom Frühjahr an bis zum Herbst, sondern auch nur des Tages regelmässig zweimal, des Morgens früh um acht und des Nachmittags um vier Uhr, zu welcher Zeit man das Vieh zur Tränke zu führen pflegt. Von ihm heisst es unter anderem noch, dass, sobald man absichtlich etwas Unreines in sein Wasser wirft, dieses oftmals mehrere Tage lang ausbleibt, während der Unrat, welchen die Tiere selbst hineinfallen lassen, seinen Lauf nicht im Geringsten stört.

### **Die erlöste Alp (7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Auf einer Alp in Oberhasli wurden den Sennen immer die besten und schönsten Kühe umgebracht. Viele wollten die Alp nicht verlassen, in der Hoffnung, entweder werde es besser oder sie dem Wesen ins Spiel kommen. So kamen mehrere um ihr ganzes Vieh und zuletzt wollte niemand mehr hinauf. Wer aber nahe kam, sah eine sonderbar grosse schöne Kuh im Grase weiden und hörte einen Ruf: „Wer diese Kuh binnen einer Stunde fertig melkt und eine Nacht in der Hütte bleibt, der erlöst die Alp.“ Mancher ging mutig hinauf und kehrte nicht wieder zurück.

Da versuchte es ein herzhafter Küher und stieg auf den Berg. Er fand die Kuh im Stall und ging ans Werk. Als er daran war, erschien ein schwarzer Mann im Stall und suchte den Melker durch allerlei Künste aufzuhalten. Der liess sich dadurch nicht beirren und hatte binnen einer Stunde ganze Melchtern voll gemolken. Jetzt folgte ihm der Schwarze sogar in den Gaden, wo er sich mit seinen eiskalten Gliedern hart an ihn legte.

Um Mitternacht stand der Schwarze auf, ging an den Herd, pickelte dort ein Loch auf und rief dann den Küher herbei, er solle ihm helfen. Dieser zeigte nicht grosse Lust, kam aber auf die Drohung hin, falls er nicht komme, möge er schauen, wie es ihm ergehe und sah im Herde einen aufgedeckten grossen Kessel voll Gold und Silber. Diesen musste er ihm helfen herauszuheben. Jetzt teilte der Schwarze alles Geld in drei Haufen und sagte: „Dieser eine Haufen ist dein, der zweite gehört dem Besitzer der Alp und der dritte ist für diejenigen, welche auf derselben verarmt sind.“ Nach diesen Worten verschwand er und wurde nie wieder gesehen.

### **Heute hier und nimmermehr (5)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Im Haslital und in Gadmen erzählt man vom Verschwinden der Zwerge folgende Geschichte:

Im Sommer kam häufig eine Schar Zwerge aus den Flühen herab ins Tal, entweder helfend oder sie schauten bei der Arbeit zu, namentlich im „Heuet“. Dann setzten sie sich auf den langen und dicken Ast eines Ahorns in das schattige Laub. Nun wurde von Mutwilligen der Ast einmal nachts beinahe ganz durchgesägt. Als die arglosen Leutchen sich am Morgen darauf niederliessen, krachte der Ast entzwei und sie stürzten zu Boden. Darüber zürnten die Kleinen und mit dem Rufe: „Oh, wie ist der Himmel hoch und die Untreu gross! Heute hier und nimmermehr!“ verschwanden sie für immer.

## **Die drei verwünschten Schwestern (7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Im Tale im Grund wohnte ein angesehener Mann. Er hatte drei schöne Töchter und war sehr reich. Ihm gehörte das ganze Urbach-Tal mit den Alpen, welche darüber liegen. Diese Alpen waren weidenreiche Triften mit Mutteren und Adelgras.

Im Frühling zog er mit seiner Herde, seiner Frau und seinen drei Töchtern auf die Alp. Alljährlich besuchte sie ein Priester auf ihrer abgelegenen Alp, welcher Familie, Alp und Herde segnete. Immer fand er in den Hütten freundliche Aufnahme. Nicht nur erhielt er das Beste, was von der „Kuh kam“, sondern Käse und Zieger, was immer er tragen mochte.

Der alte Mann starb. Schon viele Jahre war ihm die Frau vorangegangen. Seine drei Töchter wurden Besitzerinnen seiner Güter, Aber sie buhlten mit liederlichen Gesellen und vernachlässigten ihre Herde. Als der Priester zu ihnen auf die Alp kam, seinen Segen zu spenden, verlachten sie ihn. Sie setzten ihm saure, mit Asche bestreute Milch vor und statt Käse und Zieger luden sie ihm Steine in seine Säcke. Empört eilte er den Berg hinunter, um noch rechtzeitig sein Häuschen zu erreichen. Kaum hatte er die Alp hinter sich gelassen, erhob sich ein graues Wölklein an der Spitze der Engelhörner, welches sich vermehrte. Mit einbrechender Nacht bedeckte ein furchtbares Wetter mit Donner und Blitz das ganze Gebirge, welches das Urbachtal umschliesst und verwandelte die Alp in Rufe und Karrenfelder. Die schöne Herde samt den Alphütten war vom Erdboden verschwunden. Auch von den drei unzüchtigen Mädchen hat man nichts mehr gesehen. Sie waren verflucht, und bis auf diesen Tag sind alle drei von dem Fluch noch unerlöst.

Die eine ist am Gauligletscher und heisst das Gauliweiblein. Ein schwarzes Hündchen begleitet sie. Sie ruft oft, namentlich bei Sturm und Wind, den Sennen in das Urbachtal das bekannte „Hjo, hoho!“ hinunter.

Die zweite ist das Engstlenfräulein auf der Engstlenalp zuhinterst im Gental. Sein Revier sind besonders der „Telli“ und „Gwäratlistock“, wo es seine Tänze und Bocksprünge aufführt. Oft steigt es herunter zum Engstlensee und wirft „Grien“ hinein. „Wenn es das tut,“ so sagen die Äpler, „gibt es Schneesturm.“

Das dritte endlich ist das „Geissmaidli“ in der Schwarzenfluh zu Mägisalp auf Hasliberg. Dort bewohnt es eine unsichtbare Kammer, zu welcher ein in der Fluh befindliches riesiges Loch hineinführt. Wenn die Sennen dieses des Abends mit Holz und Steinen sorgfältig verkeilen und zumachen, so ist es am darauffolgenden Morgen alles weggeschafft. Sein Gebiet ist die Wasserrinne des Alpbaches. Durch sein Erscheinen sucht es die Sennen in seine Nähe und in die Absätze der Fluh hinzulocken. Es hat Geissfüsse und blökt hin und wieder wie schäkernde Ziegen. Wenn es, was selten geschieht, die Alpbachschlucht bis zu den Wasserfällen hinter Meiringen herabsteigt und sich dort in der „Schneggenweid“ sehen lässt, dann, „wehe dir Meiringen“, der Alpbach tritt bald darauf tobend und wütend aus seiner Felsenspalte, um mit Wucht das Dorf und seine Bewohner zu verheeren.

## **Hans Kuhschwanz (5)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Der Bergpass, über welchen der Wanderer steigen muss, wenn er von Grindelwald ins Oberhaslital geht, heisst die grosse Scheidegg. Dieses sehr häufig bereiste Gebirge ist berühmt durch die vielen fruchtbaren Alpen. Auf einer dieser Alpen, die Trichelegg genannt, hütete vor Zeiten Hans Kuhschwanz.. In einer Nacht, als er auf dem Heuboden liegend lange über seine Armut nachgedacht hatte und unter Sorgen

eingeschlafen war, träumte ihm, er stehe zu Thun auf der Brücke und es komme ein Mann, der ihm etwas kund tue, was ihm, dem Hans Kuhschwanz, solange er lebe, nütze. Hans erzählte am Morgen diesen Traum seinem Mädchen und gross war sein Erstaunen, als dieses ihm versicherte, es habe dasselbe geträumt. Hans hatte nun keine Ruhe mehr auf der Alp, es zog ihn nach Thun. Er nahm von seinem Mädchen Abschied und ging. Zwei Stunden schon stand er am anderen Morgen auf der Brücke, aber sein Glücksmännlein erschien nicht. Es rückte gegen zwölf Uhr mittags und er blickte grämlich zum Niesen hinauf. Da sprach ihn auf einmal eine Stimme rauh an, was er da stehe und warte. Hans erzählte seinen Traum, doch verschwieg er dabei seinen Namen und Wohnort. „Du bist ein Narr“, sagte der Unbekannte zu ihm, „und dümmer als ein Kuhschwanz. Mir hat letzte Nacht geträumt, ich finde in der Sennhütte auf der Trichelegg unter dem Feuerherd einen Hafen voll Silber und Gold und ich rühre deshalb kein Glied.“ Als Hans das hörte, dachte er: „Nun weiss ich genug!“ und eilte heim. Hier angelangt, grub er am Feuerherd ein Loch. Und richtig, er fand den Hafen mit dem Geld. Er liess nun auf der Alp neue Hütten bauen, schaffte sich ein schönes Senntum an, heiratete sein Mädchen und war ein reicher Mann.

### **Das Höll-Hoopi (5)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Das Höll-Hoopi ist den Menschen wohl gesinnt. Es gibt denen, die darauf achten, Schirm und Hut vor Feuer und Wasser, Steinschlag, Unwetter und Lauigfahr. Vor allen grossen Übeln, die den Leuten drohen, tut es von seiner Balm oder vom Fluhrand herunter hoopen, so dass man sich vorsehen kann.

Auf der Sefinalp hat das Höll-Hoopi manchen guten Fingerzeig gegeben!

Im Sommer trieben die Sennen öfters ihren Spass und Kurzweil miteinander. Sobald die Nacht auf den Hütten lag, pochten sie einander an die Türen. Wenn der Genarrte heraus kam, wurde er ausgelacht.

In einer stockfinsternen Herbstnacht, kurz vor der Alpabfahrt, klopfte es dreimal hart an eine Hüttentüre in Sefinen. Der Hirt meinte, er solle wieder ans Narrenseil und fluchte: „Das sollen doch der Teufel und das Höll-Hoopi nehmen. Ich komm dir nicht hinaus, du Cheib!“

Da sah er zwischen den Ritzen der Rundbalken hindurch ein fahles Licht über die Alp huschen. Er trat eilig vor die Hütte und nahm wohl deutlich wahr, dass das kein Wetterleuchten sei. Jetzt bemerkte er ein Männlein mit einem Licht behende über eine hohe Balm laufen. Es trieb das Vieh und rief, dass es schaurig in allen Wänden widerhallte: „Hoo hoop! – Hoo hoop! – Hoo hoop!“

Die Haare standen dem Sefisennen zu Berg. Da gab es nichts zu grübeln und zu deuten, das war das Höll-Hoopi. Der erfahrene Senn wusste, was er zu tun hatte. Er liess das Vieh zusammentreiben, machte die Hüttengeräte bereit und befahl den Alpabzug, auf der Stelle. Die anderen Äpler schlugen seine Mahnung in den Wind.

Noch in der gleichen Nacht begann es auf der Alp zu schneien, wie es die Ältesten nie erlebt hatten. Die Senntümer, die oben geblieben waren, wurden eingeschneit bis an die Dachrafen und es war bald kein Tabaksäckel von Heu mehr zu verhirten. Alles hatte arg Luisorg und die Talleute mussten, was sie mit der Schaufel schoren konnten, den Alpweg freimachen.

Erst nach Tagen konnte man zu Tal fahren und etliche schöne Kühe und Rinder waren elend eingegangen.

## **Der See im Kiental (10;7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Hinter dem Weiler Kiental, wo es jetzt „im Emchen“ heisst, da soll in alten Zeiten der Talgrund mit einem schönen See bedeckt gewesen sein. Noch heisst nach der Talleute Rede die Staffel dahinter der Säumerboden, weil bis dorthin die Nachen gefahren und hernach die Lasten mit Saumtieren weiter befördert worden sein sollen. Grosse Herren legten einst ihre Hand über das Land, nahmen die Schifffahrt für sich in Beschlag und drückten das Volk mit Wassergeldern. Die Not war gross und grösser die Wehklage über das geraubte Gemeingut aus Gottes Hand. Da fuhr der Schöpfer des Himmels und Erden selber drein, den Frevel zu bestrafen. Mit mächtiger Hand schlug er den Felsriegel entzwei, der wie ein Damm den See hielt. Brausend stürzten die Wasser zur Tiefe nieder und aus dem Seegrund wurde ein reicher Alpboden, durch welchen noch zur Stunde der Weg aus dem Kiental heraufläuft.

## **Die Rottalherren (7;4)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Das Rottal ist ein schauerliches Gletschertal am Nordhang der Jungfrau. Wer von der Stufsteinalp hinaufschaut, ahnt nicht, dass dort oben sich ein Tal öffnet, das sich stundenlang hinzieht. Einst war hier eine der fruchtbarsten Alpen und vor nicht allzu langer Zeit führte von hier aus auch ein Pass in das jenseits gelegene Wallis. Doch lastete einst die Willkür grausamer Herren auf diesem Tal. Keiner war seines Eigentums sicher und selbst die Frauen und Jungfrauen entgingen nicht den Nachstellungen dieser Männer.

Einst verfolgte einer der zuchtlosesten Rottalherren in seinem wilden Gelüst ein junges Hirtenmädchen. Da kam plötzlich in jähem Sprung ein schwarzer Bock dem fliehenden Mädchen zu Hilfe und stiess den Verfolger über die steile Felswand in den Abgrund.

Gleichzeitig aber erzitterten ringsum die Firnen und Eislasten rissen sich los und verwandelten das blühende und fruchtbare Tal in eine ausgestorbene Gletschereinöde. Heute wird das Tal von Menschen selten betreten. Es ist der Aufenthaltsort der Geister, jener Verbrecher und Bösewichte, welche ihre Macht zur Unterdrückung des Nächsten und zur Befriedigung ihrer zügellosen Leidenschaften missbraucht haben. Sie werden von einem grossen Bock hin- und hergetrieben und ihr Stöhnen dringt in dumpfem Ton weit durch das Land. Hört man diese Töne, so kann man sicher sein, dass trübes Wetter im Anzug ist. Das Volk aber sagt: „Die grauen Talherren kommen“, oder „der Bock exerziert mit den Rottalherren“.

## **Ammerten (7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Ammerten im Hintergrund des Lauterbrunnentales ist einst ein grosses, volkreiches Dorf gewesen. Der Pass, der von hier in das Walliser Land führte, war stark begangen. Selbst hier oben wuchs noch Korn, von welchem der Zehnten den Talherren entrichtet werden musste. Ein gehauener Mühlstein ist am Lüttschinenbach gefunden worden. Einige sprechen sogar von Wagengeleisen, welche in den Felsboden eingeschnitten hier gefunden worden sein sollen.



## **Der Zwerg von Itramen (5)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Hinter Itramen bei Grindelwald war ein Mann am Heuen. Als er sich einmal nach dem Wetter umschaute, stand ein Zwerg neben ihm und bat ihn um eine Handvoll Heu. Der Bauer sah den Zwerg verwundert an. Da dieser nicht grösser war als ein Büblein, erwiderte er: „Was du in einer Bürde fort zu schaffen vermagst, kannst du haben.“ Der Zwerg schien mit diesem Bescheid zufrieden, ging in die Scheune und bald fing es an, aus dem Giebel heraus Heu zu regnen. Es hörte auch nicht eher auf, bis die letzte Gabel voll draussen lag. Der Bauer aber traute seinen Augen nicht, als er sah, wie der Zwerg alles Heu in eine Bürde zusammenband und sich anschickte, diese davonzutragen. „Halt, du Schelm!“ rief jetzt der Heuer, „so war die Sache nicht gemeint. Wenn es nach deinem Sinne geht, wird's um mich und mein Vieh im Winter schlecht bestellt sein.“ Der Zwerg jedoch antwortete: „Lass gut sein. Ist all dein Heu verbraucht, so lass mich's merken.“ Damit verschwand er. Es zog ein harter Winter ins Land und lange vor den ersten Frühlingszeichen war das Heu aufgebraucht. Der Bauer wusste sich kaum mehr zu helfen. Wie er nun eines Tages auf dem leeren Heuboden hin- und herging, erschien im Balkenwerk plötzlich der Zwerg und fragte: „Vertraue dein Vieh nur mir an. Du aber gehe alle Tage in den Stall und verrichte dein Tagwerk. Nur musst du versprechen, die ganze Zeit kein Fluch- oder Lästerwort zu gebrauchen.“ Der Mann erklärte sich einverstanden. Der Zwerg hatte inzwischen die Herde auf und davon getrieben. Der Bauer sah den Davonziehenden mit langen Blicken nach. Er tat jedoch hernach, wie er geheissen worden war. Freilich konnte er bei der Arbeit im leeren Stall den Frühling kaum erwarten. Eines Tages wurde er über der sinnlosen Arbeit verdriesslich und fing laut an zu fluchen. Kaum waren ihm die Fluchworte entschlüpft, war ihm, als höre er die Glocke seiner Leitkuh. Schnell sprang er zum Giebelboden und spähte durch die Luke hinaus. Der Glockenton schien ganz nahe vom Fuss des Eigers her zu kommen.

Und jetzt kam richtig seine Herde am nahen Waldrand zum Vorschein, rund und fett und neben jeder Kuh gleich ein Kälbchen. Auf der hintersten Kuh sass der Zwerg. Wie nun der Zug am Stall eintraf, sprang der kleine Reiter zu Boden, drohte dem Bauer mit dem Finger und rief: „Hätt'st dein Versprechen gehalten, hätt' ich das Vieh noch länger behalten!“ Damit war er verschwunden. Als aber der Senn die letzte Kuh besah, hatte sie nur noch drei Zitzen.

## **5. Der einkehrende Zwerg (5)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Da, wo die Lutschine das Grindelwaldnertal verlässt, befindet sich die Ortschaft Burglauenen. Sie gehört zur Kirchengemeinde Grindelwald, ist aber von dem Tale durch zwei in die Lutschine hinausragende Felsenvorsprünge fast abgeschlossen.

Da, wo jetzt Burglauenen ist, stand in alter Zeit ein Dorf namens Schillingsdorf, das von bösen Leuten bewohnt war. An einem Abend bei stürmischem Regenwetter ging ein Zwerg im Dorf umher und bat um Herberge. Er wurde abgewiesen, bis er endlich bei einem Hause, wo arme Leuten wohnten, mitleidig aufgenommen wurde. Den Leuten in diesem Hause zeigte der Zwerg an, dass in der selben Nacht Schillingsdorf untergehen und nur ihr Haus als einziges stehen bleibe. Um Mitternacht fing es fürchterlich an zu krachen. Ein Teil des Berges, der schon früher abgespalten war, riss sich los. Eine ungeheure Schuttlawine rollte unter entsetzlichem Donnern dem Dorfe zu. Dieses wurde verschüttet und zertrümmert und nur wenige Menschen kamen lebend davon. Das Haus, in das der Zwerg aufgenommen worden war, soll

dadurch gerettet worden sein, dass ein Felsblock, welcher dem Schutt vorangekommen war, sich gerade hinter dem Haus festlagerte und den Schutt hinter sich aufhielt oder neben sich abwies. Man sieht noch heute deutlich Spuren eines solchen Bergsturzes. Bei der Burg ist ein Stück der ganzen Höhe und Breite, etliche Klafter dick, weggerissen. Unten sieht man noch den Schuttkegel. Grosse Felsen liegen wie gesät umher, teils aus der Erde hervorragend, teils auf der Oberfläche liegend. Alles ist jetzt wieder mit Pflanzen bedeckt. Auch der Fels, welcher Retter jenes Hauses gewesen sein soll, scheint noch jetzt als Zeuge dazustehen. Ein dort stehendes Haus wird noch jetzt mächtig von einem Felsen beschirmt.

### **Das Goldgräbermännlein (5)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Hinten im Lauterbrunnental, wo man noch vor hundert Jahren Erz und Blei grub, soll man früher Gold gefunden haben. Von Zeit zu Zeit sei ein Männlein vom Steinenberg und Hohenalp ins Dorf Lauterbrunnen gekommen. Als das Männlein eines Tages wiederkam, sagte es den Leuten, heut sei es das letzte Mal, dass es im Dorfe erscheine. Wer aber Lust habe, möge hinaufgehen zum Dürlocherhorn, er würde dort Tritte in den Felsen eingehauen finden. Seinen Pickel, den es dort abgelegt habe, zeige die Stelle. Wer damit an die Wand klopfte, dem tue sich diese auf und er werde Gold finden. Damit sei das Männchen verschwunden, niemand habe gewusst wohin. Drei beherzte Männer machten sich auf, das Gold zu finden. Richtig fanden sie den Platz, die Felswand und die Tritte; aber vom Pickel war keine Spur. Statt dessen aber lag quer über dem Wege eine grosse Echse, die sie mit rollenden Augen anglotzte, dass sie vor Schreck davon liefen.

### **Die Geister von Gsteig (4)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Hinter Gsteig ist eine wüste, mit Felsblöcken wirt besäte Stätte, „in den grossen Steinen“ benannt. Hier hausten böse Geister. Da kam ein Kapuziner in jene Gegend, der zu Salamanca das Geisterbannen gelernt hatte. Die Bewohner von Gsteig baten ihn, dass er sie von der gefährlichen Nachbarschaft befreie. Nach langem Zögern willigte der fremde Kapuziner in das Wagestück ein und begab sich an jenen Ort, wo er die Geister auf ewig bannen sollte. Von einem Kalkfelsen herab begann er seine Bannsprüche, heilige Worte und heilige Zeichen den Geistern entgegen zu schleudern. Der Satansmacht gegenüber aber waren diese nicht kräftig genug. Wild stürmten die Geister gegen den Felsen an, auf welchem der Pater stand und suchten mit aller Kraft, ihm den Fels unter den Füßen wegzureissen. Kaum, dass der fromme Pater diesem Kampf stand zu halten vermochte; aber immer fester trat sein Fuss auf, tief in den Felsen sich bohrend, der unter ihm schon zu wanken begann. Da, noch ein Bannspruch, der kräftigste von allen. Und die bösen Geister wichen für ewig. Der Fusseindruck des Paters aber ist noch heute auf jenem Felsen zu sehen.

### **Die Felsenjungfrau (7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Ein Oberländer Senn hatte sich allzu früh nach einem Mädchen umgeschaut, konnte es aber nicht zum Weib bekommen. Um sich zu trösten, ging er zu Berg. Als er

einmal auf der unteren Staffel herumliegend, sah er unter einer Fluh einen rostigen Schlüssel liegen. Im Fels gewahrte er auch ein Schlüsselloch, steckte den Schlüssel hinein, drehte und schon öffnete sich der Fels. Er kam in ein erstes Gemach, dann in ein zweites. Dort versperrte ihm ein Felsblock den Weg. Da vernahm er eine Stimme: „Wenn du schon hier bist, dann komm‘ auch in das dritte Gemach!“ Er schlüpfte unter dem Felsen hindurch. Da sah er im dritten Gemach eine Jungfrau und vor ihr einen Hafensack voll Gold, an der Wand eine goldene Glocke. Und die Jungfrau sprach zu ihm: „Ich bin auf ewig verwünscht, es sei denn, es komme einer und treffe die richtige Wahl. Nimm den Hafensack mit Gold oder die goldene Glocke. Wenn du aber mich selbst wählst, dann gehöre ich, das Gold und die Glocke dir.“ Der Bursche dachte an sein Mädchen und nahm die goldene Glocke. Da überschüttete ihn die Jungfrau mit Verwünschungen. Der Bursche floh hinaus und dachte, wenn ich meinem Mädchen die Glocke zur Alpauffahrt bringe, wird es sicher mein.

Aber das Mädchen hatte ihn längst vergessen, einen anderen lieb gewonnen und geheiratet. Nun reute es den Burschen, dass er die Felsenjungfrau nicht gewählt hatte und er machte sich wieder in die Berge auf, um den Schlüssel zu finden und es diesmal gescheiter zu machen. Er suchte auf allen Matten und Staffeln, aber vergebens. Erschöpft erreichte er eines Abends eine Hütte. Vor der Tür sass ein steingrauer Mann, den er um Quartier bat. Er erzählte ihm sein bitteres Schicksal. Doch der Alte zeigte kein Mitleid. Kaum hatte der Bursche seine Geschichte beendet, jagte er ihn auf der Stelle davon. „Die Jungfrau im Fels ist meine eigene Tochter. Nun muss sie wieder eine Ewigkeit auf den warten, der sie von ihrem Fluch erlöst.“

### **Die Teufelsmedizin (6)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Das hochgelegene Iffigentälchen ob Lenk soll vor alten Zeiten ein fruchtbares Gelände gewesen sein. Selbst Korn und Wein wuchsen dort. Zu jener Zeit lebte dort auch ein Doktor, der weithin berühmt war. Einst wurde er zu einem Kranken ins Tal von Lenk gerufen. Trotz seines Wissens kannte er kein Mittel gegen diese Krankheit. Er gab sich grosse Mühe, doch umsonst. So befragte er ein altes Männchen. „Das kann nur der Teufel wissen!“ sagte das Männchen. „Gehe nach Hause, stelle mitten ins Zimmer einen Stuhl, setze dich darauf und nimm ein Buch zur Hand! Dann wird der Teufel erscheinen und dir das Mittel nennen. Vergiss jedoch nicht, um den Stuhl einen Kreidekreis zu ziehen, damit der Teufel keine Gewalt über dich hat.“ Der Doktor tat, wie ihm geraten war. Der Teufel erschien ebenfalls mit einem Buch und forderte den Doktor auf, sich ihm zu verschreiben, denn sein Geschäft gestatte es nicht, eine reife Beute fahren zu lassen. „Ein Stück gegen das andere!“ lautete die Forderung, „dann magst du das gewünschte Mittel kennen lernen.“ Der Angstschweiss rann dem Doktor von der Stirne. Doch, er lehnte endlich ab und erst jetzt besann er sich, dass er vergessen hatte, den Kreis um sich herum zu ziehen. Zornig verliess der Teufel das Haus, das in seinen Grundmauern erzitterte und von einem entsetzlichen Gestank erfüllt wurde. Denn die Seele des Doktors wäre dem Teufel lieber gewesen als die Seele des kranken Bauern.

### **Der Untergang von Bärswil (7)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Thys Gruber zu Bärswil besass die schönsten Alpen weitum. Er hatte auch einen tüchtigen Knecht und eine bildschöne Tochter. Dieser Tochter war der fleissige

Knecht nicht gleichgültig. Doch, der Junker aus der nahen Burg hatte auch ein Auge auf die schöne Gestalt des Mädchens geworfen. Und so gab sie dem Drängen des Junkers nach. Einst musste dieser in fremde Lande ziehen und das zurückgelassene Mädchen wandte seine Gunst wieder dem Knecht zu. Dieser aber stiess es voll Abscheu von sich und verfluchte seine Untreue. Da schrie das trotziges Mädchen: „Wenn ich schon die Treue gebrochen habe, so soll dein Fluch mich und die Frucht meiner Untreue treffen. Ich will selbst im Grabe keine Ruhe finden, bis ich den Neuenberg ins Tal heruntergehackt habe.“

Dieser schreckliche Fluch erfüllte sich. Ein vorzeitiger Tod raffte sie und ihr Kind dahin. Übers Jahr brach aber ein Unwetter über das Tal herein und vom Neuenberg löste sich ein gewaltiger Erdschlipf, der das Dorf und seine Äcker begrub.

Wenn heute vom Berg Erde und Steine herabrollen, sagen die Leute: „Das Lauigrabenfraueli kann nicht zur Ruhe kommen. Hört ihr es hacken?“

### **3. Weiberlist (3)**

Quelle: Sagen der Schweiz von Peter Keckeis

Eine alte Handschrift berichtet, der Freiherr von Weissenburg sei mit seinen Kriegsvölkern vor Mülönen im Frutiglande gezogen und habe durch Morden und Rauben sehr grossen Schaden angerichtet. Die von Mülönen aber setzten sich, verstärkt durch die Leute aus der Umgebung, zur Wehr. Weil aber der Herr von Weissenburg damals einer der mächtigsten Zwingherren weit und breit war, mussten die Belagerten zuletzt von Mülönen weichen. Sie flohen bis oberhalb Reichenbach. Als nun die Weiber von Mülönen, Äschi und dort herum dies gewahrten, warfen sie mit raschem Entschlusse weisse Hemden und Tücher über sich und bewaffneten sich mit Heugabeln, Heuschrotern und dergleichen Geräten. In solcher Rüstung zogen sie durch den Faltschengraben hinauf bis oben hin, wo es noch heutzutage auf Engelburg heisst. Von dort gingen sie den Weissenburgern entgegen. Als diese den seltsamen Zug sahen, glaubten sie nichts anderes, als dass Engel den Bedrängten zu Hilfe kämen. Darüber ergriff sie ein derartiger Schreck, dass sie die Flucht ergriffen. Nun eilten ihnen die von Mülönen nach und erfochten einen vollständigen Sieg über sie. Der Ort aber, wo die vermeintlichen Engel zum Vorschein gekommen waren, wurde den überlisteten Feinden wegen solcher Falschheit und Weiberlist Faltschen genannt.

### **Das grosse Tier im Arnensee (10;2)**

Quelle: Sagen der Schweiz, von Peter Keckeis

Im Arnensee hauste vor Zeiten ein grässliches Untier, so, dass niemand mehr wagte den See zu befahren. Da gab ein Männlein, das in der Nähe hauste, den Sennen den Rat, ungelöschten Kalk in den See zu schütten, soviel als ein Boot tragen könnte. Sie füllten das Boot mit Kalk und fuhren auf den See hinaus. Als sie merkten, dass das grosse Tier auftauchen wollte, warfen sie einen Sack nach dem anderen ins Wasser. Das Untier schluckte den Kalk samt den Säcken. Da begann das Wasser zu schäumen und zu brodeln. Zuletzt breitete sich eine rote Lache über dem Wasser aus und seither hat keiner mehr das Untier gesehen.

### **Die drei Gaben der Weissen Frau (7)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

Bei der Ringgenberger Brücke erschien den Kindern, die frühmorgens ihre Geissen auf die Weid trieben, an hohen Feiertagen mitunter ein Mädchen von überirdischer Schönheit, mit Augen so blau und so rein wie der klare Winterhimmel. Vor ihr lagen drei schneeweisse Tücher. Auf dem einen hatte sie eine Goldmünze, auf dem zweiten Kupfermünzen, und auf dem dritten Seile ausgebreitet. So gütig war der Blick der fremden Frau, dass sich die Kinder näher herantrauten. Dann durften sie unter den Gaben auswählen. Viele entschieden sich für die Seile, vielleicht, dass die Frauen der Gegend deswegen als gute Spinnerinnen und Haushälterinnen galten.

### **Der Lindwurm im Betelbergsee (10;2)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

In einem kleinen Bergsee oberhalb der Berner Gemeinde Lenk hauste einst ein Drache, den die Bewohner nicht zu vertreiben vermochten. Er hatte die Gestalt einer riesigen Schlange und stürzte sich auf Mensch oder Vieh, die sich in die Nähe des Ufers wagten. Aus dem See heraus getraute er sich freilich nicht. Einige sagen, er hätte sich vor dem Zorn der gutbewaffneten Bauern gefürchtet, andere wiederum meinen, ein frommer Spruch habe ihn in das Wasser gebannt.

Lange Zeit fürchtete man jedenfalls, der Lindwurm fresse sich unter Wasser in den Berg hinein und komme endlich auf der Talseite gegen das Pöschenried wieder ans Tageslicht. Dann, so hiess es, werde das Untier seiner Zerstörungswut freien Lauf lassen, das freundliche Bergtal verwüsten und Mensch wie Tier verschlingen. Niemand wisse, wann Tag und Stunde dieses Unheils komme.....

### **Das Wasser des Lebens (10;5)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

Da war ein König, der hatte drei Söhne. Im Alter wurde er krank und keiner seiner Ärzte konnte ihn von dieser Krankheit heilen. Als die drei Söhne eines Tages im Schlossgarten waren und weinten, weil sich ihr Vater so schlecht fühlte, trat ein Fremder hinzu und wollte wissen, was ihnen fehlte. Und als sie ihm von ihrem kranken Vater erzählten, sagte der Fremde: „Wenn es euch gelingt, eine Flasche vom Wasser des Lebens zu erhalten, so wird euer Vater gesund. Aber das ist eine schwierige Sache, das Wasser findet man nur in einem verwunschenen Schloss.“

Und der Fremde wandte sich ab ohne ein weiteres Wort, aber die Söhne hatten wieder Mut gefasst und erzählten alles ihrem Vater. Der Älteste erhielt ein Pferd, Geld und Proviant und machte sich auf die Reise. Als ihn der Weg durch ein enges Tal führte, stand plötzlich ein kleines Männchen vor seinem Pferd und fragte: „Wohin reitest du denn in solcher Eile?“ „Das geht dich einen Dreck an, du hässlicher Alter!“ antwortete der Prinz wütend. Aber der Zwerg schrie hinter ihm her: „So wie du sprichst, soll es dir auch ergehen!“ Der Älteste ritt weiter das Tal hoch, aber schon bald schlossen sich die Felswände immer enger um ihn, von beiden Seiten und von vorn und hinten und zuletzt fand er sich eingeschlossen in einer grausigen Felsenei und sass fest.

Als der älteste Prinz nach einigen Tagen immer noch nicht zurückgekehrt war, sagte der Zweitälteste: „Vater, gib mir ein Pferd und zu Essen und Geld und ich gehe das Wasser des Lebens suchen.“ Es ging ihm wie seinem Bruder, plötzlich stand vor ihm

das Zwerglein und fragte höflich: „Wohin reitest du denn in solcher Eile?“ „Das geht dich nichts an, du hässlicher Zwerg!“ schrie auch der zweite, aber auch ihn verwünschte der Zwerg und er landete mitten in den Felsen neben seinem Bruder.

Als sie zu Hause acht Tage auf die beiden gewartet hatten, wollte auch der Jüngste Prinz losziehen. Aber der Vater sträubte sich: „Dann seid ihr alle weg, und ich habe niemanden.“ „Also gut“, sagte der Sohn, „ich will wenigstens Nachschau halten.“ „So geh denn in Gottes Namen!“ sagte der Vater.

Also packte der Jüngste sein Vesperbrot und sein Geld und ritt durchs gleiche Tal wie die Brüder. Aber als plötzlich das Männlein mit seiner Frage auftauchte, sagte er ihm: „Mein lieber Mann, ich will für meinen Vater, der schwer krank ist, das Wasser des Lebens holen. Vielleicht weisst du, wo ich das finde?“

„Weil du so höflich antwortest, will ich es dir verraten“, sagte der Zwerg. „Nicht weit weg, zuhinterst im Tal steht ein verwünschtes Schloss. Ich gebe dir hier diese Stahlrute und die zwei Stücke Brot. Mit der Rute musst du dreimal ans Schlosstor schlagen. Innen warten zwei Löwen, denen gibst du das Brot, dann bleiben sie ruhig. Aber achte darauf, dass du um zwölf Uhr wieder draussen bist. Wenn nicht, musst du für immer dort bleiben. Du wirst allerlei Dinge sehen in diesem verzauberten Schloss, aber lass dich nicht aufhalten. Das Wasser des Lebens findest du im Schlosshof, es fliesst dort aus der mittleren Brunnenröhre.“

Der Prinz dankte dem Alten herzlich und ritt mit der Rute und dem Brot weiter. Zuhinterst im Tal kam er vor das Schloss, schlug dreimal mit der Rute ans eiserne Tor und dieses ging auf. Da standen zwei Löwen, denen warf er das Brot hin und sie blieben ruhig. Im ersten Raum kam ihm ein wunderschönes Mädchen entgegen, umarmte und küsste ihn und sagte: „Du bist mein Retter und wenn du in einem Jahr zurückkommst, so heiraten wir. Mit diesem Schwert kannst du im Krieg ein ganzes Heer zurückschlagen und mit diesem Brot kannst du viele Hungernde sättigen.“ Und damit übergab sie ihm einen Laib Brot.

Wie er in den nächsten Raum kam, fühlte er sich plötzlich müde. Da stand auch ein seidenes Bett, darein legte er sich und dachte: „Ich will mich einen Augenblick ausruhen.“ Nur, er schlief ein und wie er voller Schrecken aufwachte, schlug die Uhr drei Viertel, bis Zwölf blieb ihm nur eine Viertelstunde. Also rannte er auf den Schlosshof, füllte das Wasser in eine Flasche ab und rannte mit Schwert, Brot und Wasser zum Tor hinaus. Im gleichen Augenblick fiel das Tor zu und klemmte ihm noch ein Stück vom Absatz ab.

Auf dem Rückweg begegnete ihm wieder der Zwerg: „Da hast du einen grossen Schatz gewonnen. Mit diesem Schwert kannst du alle Schlachten gewinnen und mit diesem Brot alle Leute satt machen. Aber es war höchste Zeit, dass du heraus kamst.“ Der Prinz dankte nochmals und wollte dann wissen, wo seine Brüder steckten. „Ich weiss es schon“, sagte das Männlein, „aber lass sie nur, wo sie sind. Sie meinen es nicht gut mit dir.“ Aber der Jüngste liess nicht locker. „Du musst deine Rute nehmen“, sagte der Zwerg schliesslich, „und damit auf den Fels schlagen, wo der Weg durchführt. Sie sind zuoberst im Tal in jenem Fels eingemauert.“

Der Prinz ritt fort und durchs Tal hinauf und dort machte er seinen Brüdern den Weg frei. Zusammen traten sie den Ritt zurück an, aber der Weg führte sie durch zwei Länder. Überall herrschte Krieg und Hungersnot und der Jüngste half überall mit seinem Brot und seinem Schwert aus und wo er durchritt, war man ihm dankbar. Das letzte Stück mussten sie im Schiff zurücklegen und draussen auf hoher See schlief der Jüngste ganz erschöpft ein. Das nützten seine Brüder aus: Sie stahlen ihm das heilende Wasser und gossen dafür Meerwasser in die Flasche.

Zuhause trank der Vater vom Wasser, das ihm der Jüngste gab, aber das bittere Meerwasser bekam ihm schlecht. Darauf legten ihm die beiden Brüder das Wasser

des Lebens vor und der König wurde auf der Stelle gesund. Und so sehr sein Jüngster auch beteuerte, er habe seine Brüder gerettet und das heilende Wasser gefunden, der Vater glaubte den älteren Söhnen, welche die ganze Ehre für sich in Anspruch nahmen. Dazu habe der Jüngste versucht, ihn mit Meerwasser zu vergiften. Im Zorn beauftragte der Vater einen seiner Jäger, den Jüngsten im Wald zu erschiessen.

Aber dazu kam es nicht. Der Jäger gestand dem schönen jungen Prinzen alles als sie allein im Wald waren. Er kehrte mit den Kleidern des Prinzen und dem Herzen eines wilden Tieres ins Schloss zurück und gab vor, er habe den Auftrag erfüllt. Das ging so ein, zwei Monate, da kamen aus drei Ländern ganze Wagenladungen mit Geschenken für den jüngsten Sohn, zum Dank, dass dieser mit Nahrung und seinem Schwert ausgeholfen habe. Da begann der Vater zu zweifeln und sagte, indem er sich hinter dem Ohr kratzte: „Da hab ich ja etwas Schönes angestellt! Meinen unschuldigen Sohn verurteilt! Wenn er nur noch am Leben wäre!“ Das hörte der Jäger und gestand zur grössten Freude des Königs, dass er den Auftrag nicht ausgeführt habe. Da liess der König überall ausschreien, ob jemand Nachrichten vom jüngsten Prinzen habe.

Unterdessen, denn das Jahr war beinahe vorbei, hatte die Jungfrau vom verwunschenen Schloss vor dem Palast einen Weg aus goldenem Samt legen lassen. Darüber sollte der Prinz reiten, wenn er zur Hochzeit angerückt käme. Aber der Prinz hatte seinerzeit den Brüdern davon erzählt und diese machten sich rechtzeitig auf den Weg. Der Älteste ritt auf der rechten Seite des goldenen Pfades, der Mittlere auf der linken Seite. Die Leute vom Schloss, die sie kommen sahen, riefen enttäuscht aus: „Das sind nicht die richtigen!“ Aber der Jüngste hatte sein Versprechen nicht vergessen und kam ebenfalls angeritten und wegen seiner grossen Freude achtete er gar nicht auf den goldenen Weg, so, dass sein Pferd mitten auf dem goldenen Samt zum Schloss empor ritt. Da rief alles: „Jetzt ist der rechte gekommen!“ Das Mädchen stürmte aus dem Schloss und fiel ihm um den Hals und dort wurde nun Hochzeit gehalten. Und von den älteren Brüdern hat niemand je wieder etwas gesehen.

### **Die Rache des Bergmännchens (5;11)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

Am Col des Mosses, gegenüber vom Mont d'Or, liegt das zauberhaft schöne Seelein von Lioson. Rundherum breitet sich eine fruchtbare Alpweide aus, gesprenkelt mit sonnenverbrannten alten Hütten. In einer dieser Hütten hatte sich ein hilfreiches Bergmännchen niedergelassen, das den Sennen zahlreiche Dienste leistete. Dafür erhielt es morgens und abends ein Schüsselchen vom besten Rahm.

Eines Tages hatte Pierre, der Meistersenn, im Tal unten zu tun. Vor der Hütte drehte er sich noch einmal um und rief seinen Gehilfen zu: „Vergesst mir vor allem den Rahm für das Männchen nicht!“ Aber am Abend, als die Sennen ums Feuer sassen, machte Daniel, der Jüngste unter ihnen, einen verhängnisvollen Vorschlag: „Was sagt ihr dazu: Heut stellen wir den Napf mal nicht vors Haus! Mich nimmt wunder, was dann passiert!“ Und leider willigten die anderen ein.

Am nächsten Abend kam Pierre vom Tal zurück. Die Alp lag friedlich vor ihm, aus den Hütten stieg der Rauch und trotzdem befiel ihn ein ungutes Gefühl. Die Gehilfen hatten ihre Arbeit besorgt, nichts war vorgefallen, aber Pierre legte sich mit schwerem Herzen zu Bett.

Mitten in der Nacht erhob sich ein schrecklicher Sturmwind, wühlte das Wasser im See auf, peitschte gegen Wände und Dächer der Hütten, schüttelte die Tannen und

trug die alten Schindeln weg. Lautes Donnern weckte die Sennen, die sich angstvoll ansahen: Die Welt schien unterzugehen. Pierre schien es, er höre im Sausen des Windes eine Stimme: „Pierre, Pierre, steh auf und hilf!“

Aber plötzlich, wie er gekommen war, legte sich der Sturm. Die Sennen warteten unruhig auf das erste Morgenlicht. Als Pierre endlich die Hüttentüre öffnete, lag eine leere Weide vor ihnen, kein Glockengeläute, kein Muhen, keine einzige Kuh!

„Wo ist die Herde?“ schrie Pierre entsetzt. Die Hirten verteilten sich über die ganze Alp: nirgends eine Spur. Endlich kam Daniel, dem Jüngsten in den Sinn, sein schlimmer Streich könnte mit dem unheimlichen Verschwinden der Herde zusammenhängen. Und als habe ihm dieser Gedanke die Augen geöffnet, sah er plötzlich frische Spuren vor sich: die Spuren einer ganzen Kuhherde. Sie rührten tief in die Felsen hinein, genau in die Richtung, aus der in der Nacht der Wind getobt hatte. Mit wachsendem Entsetzen folgte Daniel der Spur, die anderen hinter ihm her. Immer tiefer hatten sich die Klauen in die Erde eingegraben: Hier hatte sich eine von Panik getriebene Herde in immer unwegsameres Gebiet geflüchtet! Vor einem schroffen Absturz endete die Spur. Hier lag eine senkrechte, hundert Fuss tiefe Felsspalte. Mit Schauern blickte Daniel in die Tiefe und als seine Kameraden bei ihm eintrafen, war er ohnmächtig geworden. Tief unten in der Felsspalte lagen die blutigen Kadaver der Kühe, das gesamte Vieh der Alp hatte sich dem wilden Zug angeschlossen!

Vom Bergmännchen aber sah niemand mehr nur das geringste.

### **Von vielen geliebt, von vielen gefürchtet: Die Bergmännchen (5)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

Die Männer sind klein, grau und bärtig, ihre Weiber verhutzelt und unansehnlich. Trotzdem verfügen sie manchmal über Riesenkräfte, mit denen sie den stärksten Meistersenn in den Schatten stellen. Sie kennen heilkräftige Kräuter, wissen im voraus, wie das Wetter wird und haben einige magische Kniffe zur Hand: So können sie eine Ziege verspeisen und sie mit Hilfe der Knochen und der Haut wieder zum Leben erwecken. Wenn sie auf einem Heustock feuern, bleibt weder Glut noch Asche übrig. Mitunter brauchen sie die Hilfe einer menschlichen Hebamme. Bezahlen tun sie solche Hilfeleistungen mit Laub oder mit Kohl. Schade, wenn der Empfänger diesen Lohn verächtlich wegwirft: Zuhause erweist sich nämlich, dass er pures Gold erhalten hat.

Kurz: Die Bergleutchen, auch Erdleutchen, Heidenleutchen oder Gotwärgini genannt, haben den menschlichen Bewohnern der Alpen und Voralpen einiges voraus. Um so mehr erstaunt es, dass sie es offensichtlich auf den guten Willen der Bauern abgesehen haben, dass sie den Hirten und Sennen heimlich zur Seite stehen: Mit Viehhüten oder nächtlichem Putzen von Stall und Scheune, mit Kinderhüten oder Aufsicht über alleinstehende Sennhütten. Die Menschen haben diese Dienste schon immer zu schätzen gewusst und mit kleinen Geschenken verdankt. Ein täglicher Napf Milch oder Rahm, ein paar Früchte oder ein Stück Brot genügen den bescheidenen Zwergen als Lohn. Allzu überschwengliche Dankbarkeit kann zwar ins Gegenteil umschlagen: Wer den kleinen Leutchen ein schmuckes Kleidungsstück hinlegt, kann erleben, dass sich der hilfreiche Geist von nun an für schmutzige Arbeit zu gut dünkt. In der Westschweiz ist zwar auch von ganzen Zwergenkolonien die Rede, hier kennt man aber vor allem den Servant, der zu einer einzelnen Sennhütte gehört, dort vielfach unter dem Dach nächtigt. Wer einen solchen Freund beleidigt, kann erleben, dass der Aufenthalt im Haus zur Hölle wird: Klopföne wecken ihn mitten in der Nacht, am Morgen findet er im Stall zwei Kühe am selben Strick. In den Neuenburger



Bergen heisst der kleine Wicht Follaton, und im Berner Jura erzählt man sich vom Foulta. Aber auch hier kann aus dem hilfreichen Heinzelmännchen im Handumdrehen ein tückischer Kobold werden, der plötzlich teuflersähnliche Züge bekommt: dicht behaarte Beine und Arme, nach vorne gekehrte Fersen, ein einziges Auge mitten auf der Stirn.

Dass viele Sagen erzählen, wie die Zwerge den Bauern heilkräftige Pflanzen zeigten oder sie die Kunst des KäSENS lehrten, hat manche Volkskundler zur Theorie verführt, die Geschichten würden die Existenz einer halb zivilisierten Bergbevölkerung widerspiegeln. Diese habe die Besiedlung durch die Kelten und die Alemannen überlebt, indem sie sich immer in unwirtlichere Höhen zurückzog und dort ein genügsames Leben im Einklang mit der Natur führte. So bestechend diese These klingt: Sie lässt sich durch keinerlei archäologische Funde erhärten.

### **Das strickende Holzmütterli (5;11)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

Gotwärgini heissen die Bergmännlein im Rhonetal und seinen Seitentälern und den vielen Sagen zufolge war das Verhältnis zwischen ihnen und den Bauern nicht immer das beste. Zwar konnten sich die Hirten und Bauern auch hierauf manche Hilfeleistung verlassen; manchmal zeigten sich die Zwerge aber auch von der tückischen Seite, vertauschten Neugeborene oder raubten Kinder, um sie zu mästen oder zu verspeisen.

Im oberen Lötschental hauste eine Zwergenmutter, die es mit den Bewohnern gut konnte; man stand einander sogar zu Gevatter. Sie hiess nur das Holzmütterli und, wenn sie den Menschen auch nur bis zum Knie reichte, so war sie doch stärker als der stärkste Meistersenn. Oft trug sie einen viele Zentner schweren Steinblock durchs Tal, auf dem Kopf, wie einige sagen, laut anderen auf den Rücken. Dabei summte sie vor sich hin und strickte im Gehen Zwergenstrümpfe.

Das war denn doch ein allzu seltsamer Anblick! Wenn die Buben im Dorf sie kommen sahen, spotteten und lachten sie. Bis es dem Holzmütterli eines Tages zuviel wurde und es den schweren Stein mitten in Lötschen abstellte, und zwar so, dass die schmalste Kante nach unten zu stehen kam.

### **Der freundliche Gruss (5;11)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

In den Wäldern oberhalb von Visperterminen hatten sich ganze Familien von Gotwärgini niedergelassen. Wenn die Hirten im Sommer das Vieh auf die Alp trieben, mussten sie acht geben, denn auf den Baumstümpfen sasssen oft die Zwerge, sonnten sich und wuschen oder kämmtten ihre Kinder. Wenn der Hirt auf eine solche Familie stiess, so musste er die Zwerge mit dem folgendem Gruss anreden:

„Hälf Gott, dass't wohl zwelest und giot strelest!“

Auf den Wunsch, er möge gut zwirnen und kämmtten, antwortete der älteste Zwerg unfehlbar:

„Hälf Gott, dass't wohl alpest und giot entalpest!“

Der Hirt, dem so ein schöner Alpsommer und eine gute Alpfahrt gewünscht worden war, konnte sicher sein, dass ihm und seiner Herde den ganzen Sommer über kein Unglück zustiess. Versäumte er die Zwerge gar, dann hatte er das Unglück auf dem Hals.

### **Das Gotwärgi hält dicht (5;11)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

Eines der vielen Bergmännchen, die einst in Naters lebten, trieb sich gerne auf dem Holzhaufen vor dem Pfarrhause herum. Man hatte schon oft versucht, den Knirps einzufangen, ohne Erfolg. Bis man auf die Idee kam, dem Zwerg ein paar neue Schuhe beizustellen: Man wusste, wie vernarrt die Gotwärgini in neue Kleider waren. Also nagelte man die Schuhe fest, den einen vorwärts, den anderen rückwärts gerichtet.

Das Gotwärgi stürzte sich jubelnd auf die neuen Schuhe und schlüpfte hinein. Auf diesen Augenblick hatten die Aufpasser gewartet: Sie drangen von allen Seiten auf den Knirps ein und konnten ihn festhalten, weil er sich zu wenig schnell aus den verquerten Schuhen befreien konnte. Auf das Zetergeschrei kam ein anderes Gotwärgi herbei, um Hilfe zu leisten. Als es sah, dass da nichts zu machen war, rief es dem Freund zu: „Auch wenn sie dich plagen, drei Dinge darfst du nicht verraten: die Goldmine auf Kühmatten, das Bleierz im Bruchi und den Salzbrunnen im Ebenen Wald.“

Das kam den Natersern gerade recht. Sie plagten das Gotwärgi, um ihm seine Geheimnisse über die Schätze des Berges abzupressen, aber sie hatten keinen Erfolg. Der Kleine liess alle Qualen über sich ergehen, ohne den Mund aufzumachen. So liess man ihn denn laufen und begann, an den drei Stellen zu suchen, die der Warner genannt hatte. Aber man fand weder Gold noch Salz, nur die Bleiader im Bruchi wurde entdeckt.

### **11. Der sparfrequide Zwerg (5;11)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

Auch in Ulrichen hatte ein Bauer gehört, was für wertvolle Knechte die Gotwärgini abgaben. Besonders vom einen hiess es, der verstehe es, eine ganze Menge Vieh mit wenig Heu zu überwintern. So suchte er denn den Knirps auf und stellte ihn als Winterknecht ein. Zwar hatte er allerlei über die Listen des kleinen Volkes gehört, aber seine Habgier und sein Geiz überwogen. Jedenfalls liess sich alles gut an; das Gotwärgi übernahm das Vieh, besorgte es gut und der Heustock wurde nicht kleiner! Der Bauer war sehr zufrieden. Und trotz seinem Geiz liess er dem Kleinen ein paar neue Hosen aus Drillich machen. Das Gotwärgi zog sie an, beschaute sich wohlgefällig und sagte:

„Jetzt bin ich en schöne Ma, der nicht mehr hirten cha!“

Und damit verschwand es. Der Bauer sah sich den Heustock an und musste feststellen, dass er zwar äusserlich schön und unversehrt dastand. Dafür hatte ihn das Gotwärgi inwendig ganz ausgehöhlt, so dass nur mehr vier dünne Wände übrig blieben.

### **Der einäugige Zwerg (5;11)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

In den Walliser Bergen verirrte sich einst ein Jäger. Abends spät sah er ein Licht und ging darauf zu. Er kam zu einem Haus, das er noch nie gesehen hatte. In der Stube fand er ein Gotwärgi, auf dem Herd brannte ein Feuer und im ganzen Haus fanden sich zahme Gensen.

Der Zwerg, der nur ein einziges Auge hatte, nahm dem Jäger sofort das Gewehr ab und verbrannte den Schaft im Feuer. Darüber wurde der Jäger zornig. Er schlug dem Zwerg das eine Auge aus, konnte aber nicht fliehen, weil die Tür verschlossen war. Am anderen Morgen öffnete der blinde Zwerg die Türe und liess eine Gemse nach der anderen ins Freie. Dabei tastete er aber jedes Tier ab, um den Jäger nicht entwischen zu lassen. Dieser aber hängte sich einer Gemse an den Bauch und als er beim Gotwärg an der Reihe war, sagte der nur, wie bei den anderen: „Du bisch ghaarts, und du bisch ghaarts!“ So entging der unbehaarte Jäger dem bösen Zwerg, der ihm freilich noch wütend einen Stein nach dem anderen nachwarf.

### **Das Patengeschenk (5;11)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

Ein Bauer von Ems im Wallis nahm einst einen Zwerg zum Paten für seinen Jüngsten. Der bedauerte dem Kind nichts schenken zu können. Der Mutter aber gab er eine Wurzel und sagte: „Vielleicht ist deine Familie noch einmal froh darum! Wenn euch einmal die Ernte missrät, so macht ihr es so: Ihr werft dem Vieh gehörig Futter vor, verteilt die Wurzel an alle in der Familie. Wenn jeder ein Stückchen gegessen hat, grabt ihr im Heustock ein Loch, legt euch hinein und deckt euch warm zu!“ Die Frau lachte über den seltsamen Rat, aber als Jahre später eine Missernte kam, tat sie genau, wie es der Zwerg geheissen hatte. Die Familie legte sich im späten Herbst in den Heustock und als sie erwachten, war es bereits Frühjahr und überall grünten die Wiesen. Menschen und Vieh hatten das schlechte Jahr überstanden.

### **Der Auszug des Zwergenvolks (5;11)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

An vielen Orten erzählt man sich auch, wie die Bauern und Hirten die Gotwärgini aus ihren Bergen verdrängten. So befahlen die Leute von Zeneggen den kleinen Leutchen, die sich in den Höhlen über dem Dorf niedergelassen hatten, ihre Wohnstätte sofort zu räumen. Die Zwerge boten vergeblich an, den Zeneggern eine reiche Goldmine und verborgene Quellen zu zeigen, wenn sie bleiben dürften. Aber, ihr Angebot wurde abgelehnt und so zogen sie eines Tages traurig ab. Kaum waren sie weg, stürzten ihre Höhlen zusammen und die Felsen verschütteten die schönen fetten Weiden.

### **Der Zwerg Türliwirli (5;11)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

Ein Walliser Bauernbursche heiratete die Tochter eines Zwergs. Sie hiess Türliwirli, was ein heidnischer Name ist. Sie bat ihn inständig, sie nie bei ihrem Namen zu nennen, was der Bursche auch versprach. Als er eines Tages im Juni spät vom Alpwerk nach Hause kam, berichtete ihm die Frau, heute habe sie einen strengen Tag gehabt. Heute Nacht werde es nämlich gefrieren und so habe sie denn das grüne Korn geschnitten und zwischen Tannreiser gelegt. Der Mann wurde böse und rief: „Du vermaledeites Türliwirli!“ Doch kaum war der Name gefallen, so war sie schon zur Tür hinaus und verschwunden. In der Nacht gefror es tatsächlich und die Saaten der Nachbarsleute gingen zugrunde, nur das Korn nicht, das die Zwergentochter geborgen hatte.

Nun musste der Mann seine drei Kinder jeden Tag alleine zu Hause lassen, wenn er zur Arbeit ging. Da kam dann jeden Morgen die Mutter, wusch und kämmte sie und, wenn der Vater abends heimkehrte, fand er die Stube aufgeräumt und die Kinder waren sauber und ordentlich angezogen. Da wollte er wissen, wie das komme, er schliesse doch immer das Haus ab und verstecke den Schlüssel. Die Kinder berichteten, dass jeden Morgen die Mutter komme. Der Vater sehnte sich nach seiner Frau und hätte sich gerne bei ihr entschuldigt, wenn er sie nur angetroffen hätte. So bat er die Kinder, ihre Mutter zu fragen, wie sie es nur anstelle, ins verschlossene Haus zu kommen.

Das taten sie am nächsten Morgen, und das Türliwirli erwiderte, sie wisse doch längst, wo der Schlüssel stecke. Da trug der unglückliche Vater einem Freund auf, vor dem Haus zu warten und die Türe zu verschliessen, sobald das Türliwirli eintrete, und ihn dann zu rufen. So geschah es denn auch und der Vater trat zitternd ins Haus und bat seine Frau um Verzeihung. Die gewährte ihm das Türliwirli auch und sie lebten noch manches Jahr glücklich zusammen.

### **Die entführte Ziege (5;11)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

Ein Walliser Geisshirt, von allen nur Grand-Mathieu genannt, hatte eine Lieblingsziege, ein weisses Zicklein, noch ohne Hörner. Blanchette folgte ihm überall hin, schien ihn zu verstehen, wenn er mit ihr sprach, kurz: Sie war die anmutigste kleine Geiss, die man sich nur vorstellen konnte. Eines Abends, als Grand-Mathieu seinen Trupp ins Dorf zurückgetrieben und jeder Haushalt seine Tiere bekommen hatte, fehlte Blanchette. Er klopfte verzweifelt an jeder Haustür, fragte in allen Ställen nach, aber niemand hatte die Kleine gesehen.

So machte sich der Geisshirt denn mitten in der Nacht auf und stieg den Weg zurück, den er mit dem Trupp gekommen war. Bei jeder Wegbiegung hielt er an und rief mit lauter Stimme, aber von nirgendher kam eine Antwort. So stieg er immer weiter, bis zur höchsten Alp, ohne auch nur eine Spur von Blanchette zu finden. Nun hatte Grand-Mathieu den weiten Weg gleich zweimal zurückgelegt und war rechtschaffen müde. Er beschloss, in der Sennhütte zu übernachten und die Suche am Morgen fortzusetzen. In der Sennhütte entfachte er ein Feuer, verzehrte ein Stück Brot und streckte sich dann auf der im Heu gepolsterten Pritsche aus.

Um Mitternacht liess ihn ein Geräusch hochfahren. Die Tür drehte sich in den Angeln und herein spazierte ein Gotwärgi, hinter ihm, an einer Schnur und sanft wie ein Lämmchen, die kleine Blanchette. Der Zwerg warf ein paar Scheiter in die Glut und bald loderte das Feuer, das den ganzen Raum erhellte. Der Kleine kümmerte sich weiter nicht um Grand-Mathieu, sondern ergriff ein Messer, das an der Wand hing und tötete die Ziege, häutete sie und zerteilte sie mit staunenswerter Geschwindigkeit. Dann begann er, die Stücke über dem Feuer zu rösten. Bald erfüllte der Duft von gebratenem Fleisch die Hütte und selbst dem Geisshirt lief das Wasser im Mund zusammen. Sobald ein Stück gar war, verschlang es das Gotwärgi mit wenigen Bissen. Mit dem letzten Schenkelstück in der Hand wandte sich der Kleine plötzlich um und fragte den Hirten: „Willst du ein Stück, Hirte?“ Der schluckte dreimal leer und nahm schliesslich ein paar Mundvoll. Den Rest schlang der Zwerg hinunter, der anschliessend alle Knochen sorgfältig einsammelte und die noch blutige Haut darüber breitete. Er murmelte ein paar Zauberworte und schon stand Blanchette frisch und lebendig vor den beiden.

Als der Hirte am nächsten Morgen mit seiner wieder gewonnenen Ziege zu Tal stieg, bemerkte er plötzlich, dass Blanchette hinkte. Und als er sie genauer untersuchte,

entdeckte er am Schenkel eine Wunde, genau von dieser Stelle hatte er in der Nacht ein paar Bissen gegessen.

### **Türliwirli, Korinterli: So hiessen die Zwerge (5)**

Quelle: Märchen und Sagen der Schweiz von Hans Peter Treichler

Nicht von ungefähr trägt auch der tückische Zwerg Rumpelstilz aus dem Grimmschen Märchen einen fremdklingenden, heidnischen Namen. Die Rufnamen der Bergmännchen haben mitunter magischen Charakter. So gewinnt eine Urner Bäuerin die Heilung von einer langwierigen Krankheit, weil sie den Namen eines Heidenkindes erlauscht. Das fragliche Hahnähicki ist nur eine von vielen phantastischen, aber auch drolligen Benennungen, mit denen die Volkserzählung die Zwerge ausstaffierte. Seine Verwandten heissen Chumimurri, Dirrlimurri, Chatzämurri oder Zutzimutzi, ferner ist die Rede vom Chussimussi, Zitzibützi, Zitzimitzi oder Dutzimutzi. Daneben erscheinen ein Korinterli und ein Gragörl, ebenso ein Lüsgrind und ein Rüchgrind.

Die Zwergennamen erinnern mit ihrem possierlichen Gleichklang an Kosenamen für kleine Tiere; sie dienten wohl auch dazu, das Fremdartig-Magische des wilden Völkchens zu verniedlichen. Familien- oder Sippennamen sind nicht überliefert; offenbar galt jedes der Wildleuten als eigenständiges, unverwechselbares Individuum.

### **Die Feengrotte (4;11)**

Quelle: Schweizer Sagen von Arnold Büchli

Eine halbe Stunde über dem Waadtländer Dorf Vallorbe liegt in wilder Gegend die „Feenhöhle“, wie das Volk sie nennt, eine wohl siebenhundert Fuss lange Tropfsteingrotte mit zwei Stockwerken und mehreren voneinander gesonderten Räumen. Der Zugang zu ihr ist sehr schwierig. Darum wird sie wenig besucht und wie es darin eigentlich aussieht, weiss man nicht recht. An einer Stelle, zu der eine Art Treppe hinführt, wölbt sich eine hohe Halle, deren spitzbogenförmige Decke mehrere hundert Fuss über den Boden ragen soll. Da und dort liegen zerbrochene Tropfsteinsäulen. An den Wänden will man seltsame Schriftzeichen bemerkt haben.

Die Höhle wurde einst von Feen bewohnt, die sich nicht selten den Menschen zeigten. Wenn es sehr kalt war, so kamen sie wohl des nachts, wenn die Schmiede schon lange schlief, zu den Eisenwerken in Vallorbe herab und wärmten sich dort am hell lodernden Feuer bis ein Hahn krächte. Dann aber verschwanden sie so schnell, dass man nur ausnahmsweise etwas von ihnen entdeckte. Im Sommer stiegen sie, von zwei grimmigen Wölfen begleitet, zur Quelle der Orbe hinunter, um darin zu baden. Aus Furcht vor ihren Zauberkräften und vor den Wache stehenden Untieren wagte es niemand, sie zu belauschen. So sehr sie die Menschen zu scheuen schienen, manchmal kamen sie doch, wenn auch selten, herunter ins Dorf, traten in Häuser und Hütten ein, Kranken und Unglücklichen Geschenke zu bringen und ihnen mit guten Ratschlägen beizustehen.

Einmal unternahm es ein blutjunger Schmiedegeselle zu ihrer Höhle hinaufzuklettern, um die Bewohnerinnen auszuspähen. Spät am Abend schlich er durch den Eingang, drang im Scheine einer Fackel ins Innere, besah sich alles und stieg dann ins obere Stockwerk. Da fand er ganz im Grunde der Grotte die Feen schlafend. Hoch hob er seine Leuchte empor, um die noch nie erblickten „Zauberinnen“ genau zu betrachten. Sie waren alle fast von ihrem wunderlangen dunklen Haar wie von einer Decke

umhüllt. Aber der Lauscher entdeckte dennoch die seltsame Missgestalt ihrer Füsse. Sie hatten nämlich keine Ferse.

Er wollte sich leise wieder entfernen, aber da stiess sein Fuss an einen Stein, der dadurch ins Rollen geriet. Von dem Geräusch erwachten die schlummernden Feen. Sie sprangen entsetzt empor, ergriffen zornig den Eindringling und rissen ihn mit sich aus der Höhle, die sie nie wieder betraten. Sowie sie diese verlassen hatten, stürzte der Raum im Hintergrund, wo sie zu ruhen gepflegt hatten, ein.

Und niemals wurden sie mehr gesehen. Aber auch der fürwitzige Bursche blieb von da an verschollen.

### **Die Strafe des Rinderhirten (7;11)**

Quelle: Schweizer Sagen von Arnold Bächtli

Ein klarer Spätherbstmorgen war's und die Luft über den Bergen durchsichtig wie Glas, da warf ein Leuker Jäger die Flinte über die Schulter und schlug den Weg nach der Bachalp ein, um in diesen abgelegenen Strichen sein Glück zu versuchen.

Er hatte schon eine tüchtige Strecke zurückgelegt und die Hütten des Stafels weit hinter sich, da stiess er im wild zerklüfteten Gefels unvermutet auf den Sommerhirten der Bachalp, der in jener Gegend häufig wilderte. Auch jetzt trug er den Stutzen bei sich und sah dem Leuker schief entgegen. Trotzdem schloss sich dieser nach kurzem Besinnen dem Alpenknecht zu guter Kundschaft an. Denn, dem war jeder Tritt in dieser Bergwildnis vertraut und er kannte alle Gänge und Züge, die Lieblingsweiden und die Zufluchtsorte, die Sulzen und Wechsel der Gemen. Gemeinsam erklimmen sie nun die schwindelnden Gratfirse, hakten sich mit ihren schwerbeschlagenen Schuhen an den schmalen Steinbänken ein und rutschten auf bröckligen Felsgesimsen stundenlang den schroffsten Flühen entlang. Und sie waren nicht umsonst zu ihrem stotzigen Treibstock hinangeklettert; gegen Abend erlegten sie einen stattlichen Steinbock. Er wurde ausgeweidet, an den Knien kunstgerecht zusammengebunden, dann schwang ihn der Küher sich auf den Kopf und ganz zufrieden mit der ansehnlichen Jagdbeute machten die beiden sich auf den Heimweg.

Es dunkelte schon, als sie zur Steinrischu, einer steilen Trümmerhalde oberhalb des Stafels, kamen. „Noch ein halbes Stündchen und wir sind drunten auf der Alp“, meinte der Leuker aufgeräumt. „Dort wollen wir uns in der Sennhütte behaglich einnisten und dann soll uns ein Glas Heidenwein zu einem währschaftigen Bissen Käse munden und ein regelrechtes Lager gut tun.“ Doch sein Begleiter erwiderte nichts. Der Jäger, der hinter ihm ging, sah nur, wie dem auf einmal die Knie zitterten, wie er sich mit schlaffem Gang der Rischu näherte und einen angstvollen Blick über die Steinwüste hinunter nach dem Stafel tat, darauf plötzlich den Bock hinwarf und zu Boden sank. Irgendein jäher Schrecken oder eine grauenvolle Erinnerung musste den wetterfesten Äpler überwältigt haben, dass er wie unter einem Keulenschlag zusammenbrach. „Ich kann nicht weiter“, sagte er tonlos. „Ich bin am Ende mit meinen Kräften, muss einfach hier Rast machen.“ Betroffen starrte der Jäger ihn an. Das war nun keine angenehme Aussicht, in dieser unwirtlichen Höhe über einer abschüssigen Geschüttwand die kalte Nacht zu verbringen, bis der Morgen ihnen den Abstieg gestattete. Aber, er musste sich wohl oder übel dazu bequemen. Denn sein Gefährte rührte sich schon nicht mehr; er schien zu Tode erschöpft in bleiernen Schlummer gefallen zu sein.

So liess sich der Leuker neben ihm nieder, um von seinen Vorräten einen Mundvoll zu verzehren, ihm war nicht ums Schlafen. Aber wie er immer wieder kopfschüttelnd vor sich hinsah, in die Dämmerung hinein, die sich mählich die Schutthalde

heraufschob, gewährte er drunten einen Mann mit brennender Kienfackel in der Hand. Den schien eine gewichtige Last auf die Schulter zu drücken, mit der er mühsam und schwerfällig durch das Geschiebe aufwärts stieg. Der Jäger sprang auf die Beine und spähte hinab. Wer mochte denn da zu so später Stunde noch auf der längst entladenen Alp sich herumtreiben?

Als er den seltsamen Berggänger scharf ins Auge fasste, erkannte er, dass es ein schweres Rind war, was er den Abhang empor trug. Dabei keuchte er, dass es oben zu hören war, seufzte und stöhnte jammervoll. Und je höher er kam, desto unsicherer suchten seine Füsse festen Stand in dem Geschiefer, desto schauriger drang sein Ächzen durch das Dunkel her. Oben am Rande des Absturzes wandte er sich um und schleuderte das Rind mit aller Kraft über das Geröll in die Tiefe, wo es dumpf aufschlug. Und jetzt stiess er einen Jauchzer hervor, so markerschütternd wild, dass die finstern Bergwände ein unheimliches Echo gellten. Dann stapfte der Nachtwandler mit lang nachwehendem Feuerbrand schräg durchs Gestein hinab.

Den sonst beherzten Gemsjäger überlief es eiskalt. Er hatte der Spukgestalt ins Gesicht geschaut, es war das des Sommerhirten von der Bachalp, der kaum drei Schritte von ihm entfernt am Boden lag und kein Glied rührte. Im ersten Schreck wollte er ihn wecken. Doch er mochte ihn rufen und rütteln, soviel er wollte, er rührte sich kein bisschen; der musste einen tiefen Schlaf tun. Und da unten schleppte der Mann seine gewaltige Bürde immer von neuem die trümmerübersäte Rischu empor und schmetterte sie, oben angelangt, wieder hinunter, jammerte und gruchzte, wenn er hinanstieg, und johlte schrill und schauderlich, wenn er sich der Last entledigt hatte.

Mit dem ersten Tagesgrauen verschwand er wie Nebelspuk am Bergtossen und zugleich riss der Schläfer droben die Augen auf, reckte und streckte sich und blickte erstaunt umher. Dann stand er auf, ohne Morgengruss und stieg ebenso wortlos mit seinem Jagdgenossen, der schon den Steinbock aufgeladen hatte, zum Bachalpstafel hinunter.

Als sie dort zur grossen Lärche kamen, blieb der Rinderhirt stehen, um ein Kreuzlein in den Stamm zu ritzen, ein Merkzeichen, dass das Weidejahr ohne Schaden für die Alp abgelaufen war. Der Leuker sah dem sonderbaren Tun eine Weile zu, zuletzt aber sagte er trocken, indem er den andern mit zusammengezogenen Brauen ansah: „Aber jeden Sommer hast du dieses Zeichen da auch nicht in den Baum schneiden können. Dein Doppelgänger wird heute Nacht nicht umsonst das Rind die Steinrischu hinaufgeschleppt haben.“

Zuerst machte der Hirt Miene, sich in jähem Grimm auf den Jäger zu stürzen. Aber er bezwang sich. Sein Atem ging schwer und es wühlte und kämpfte in ihm. Dann liess er den Kopf hängen und gestand dem Leuker, wie ihm im vorletzten Sommer ein Stück Jungvieh durch seine Genäschigkeit und unbezähmbare Wildheit viel zu tun gegeben und viel Verdross gebracht habe. Als es wieder einmal nicht zu bändigen gewesen war, hatte er es im Zorn an die gefährliche Steinrischu getrieben, wo es richtig ausglitt, ins Rutschen kam und sich zu Tode fiel. So konnte kein Verdacht aufkommen, als ob er an dem Verlust des Rindes schuld gewesen wäre.

„Was ich diese Nacht habe sehen müssen, soll dir eine Warnung sein. Mache gut, was du gefehlt hast und ersetze dem Bauer den Schaden, damit dein Gewissen Ruhe bekommt!“ mahnte der Jäger ernst, als sie sich trennten.

Seit jener Nacht sind Jahre dahin gegangen. Der Sommerhirt liegt schon lange unter einem verwitterten Holzkreuz irgendwo auf einem Walliser Bergfriedhof. Nicht einmal seinen Namen weiss man mehr. Seine Schuld hingegen wird er noch nicht gesühnt haben. Denn, noch immer sieht man in gewissen Nächten ein Licht wie von einer flackernden Fackel an der Geröllwand über der Bachalp unsterblich umherirren.

## **Die Stunde ist da (4;10;11)**

Quelle: Schweizer Sagen von Arnold Büchli

Zwischen Naters und Mörel öffnet sich gegen das Rohnetal hin das Chin der Massa. Dies ist ein mehrere hundert Meter langes, schauerlich tiefes und enges Tobel zwischen lotrecht abfallenden Felshängen. Oben klammern sich ein paar Bäume ans Gestein, die zitternd über dem Abgrund schwanken.

Auch den kühnsten Bergsteiger überläuft es eiskalt, wenn er in diesen Schlund hinabschaut, wo sich in ungeheurer Tiefe die Felsen so nah zusammendrängen, dass es da Nacht wird. Wie aus unterirdischen Schächten dringt das hohle Getöse der Massa herauf, am Gewände unheimlich widerhallend.

Vom Aletschgletscher herunter kommen die Eiswasser, die sich drunten durch die Enge zwängen und über die hohen Schwellen am Grund hinabdonnern. Und nach einer uralten Sage soll auch eine Eisjungfrau aus dem Aletsch in dieser Schlucht ihre Behausung haben, ein verführerisches Wasserweib, das von Zeit zu Zeit auf Männer Jagd mache, die es etwa zu Gesicht bekommt.

Denn, an den grauschwarzen Felswänden hängt in grausiger Höhe über dem Bergstrom eine kühne Wasserleitung, die aus dem Massachin nach Mörel-Ried hinüberführt. Neben den hölzernen Känneln sind nur schmale Balken gelegt, über welche der Hüter dem ausbleibenden Wasser nachgehen muss.

Es ist ein gefährliches Amt und es erfordert einen verwegenen Burschen, der nichts von Schwindel weiss. Und doch ist schon mancher in den fürchterlichen Abgrund gefallen. Nach dem Glauben des Volkes ist das Wasserweib an ihrem Tode schuld gewesen. Sobald sie nämlich eines Mannes überdrüssig geworden ist, schickt sie ihn ohne Erbarmen hinunter in die Massa, um darauf einen andern zu bezaubern und zu sich hinab in das schaurige Brautbett zu locken.

Einst trieb ein Hirt seine Ziegen in jener Gegend auf die Weide. Da hörte er eine helle Stimme aus dem Chin rufen: „Die Stunde ist da, aber der Mann noch nicht!“ Und so tönte es noch lauter ein zweites und gar ein drittes Mal: „Die Stunde ist da, aber der Mann noch nicht!“

Da kam plötzlich ein junger Bauer mit raschen Schritten längs der schwindligen Wasserleitung daher. Und, so wie er sich der Stelle näherte, wo der Hirt die Geisterstimme vernommen, stürzte er hinunter und verschwand in der Schlucht. Die Eisjungfrau hatte den Mann, den sie dreimal gerufen, endlich in den Armen.

## **Die Wasserfrau auf der Mieschfluh (7;10)**

Quelle: Schweizer Sagen von Arnold Büchli

Auf der Mieschfluh im Nidersimmental stand einst ein freundliches Hüttchen, von dem man prächtig auf das Tal von Lenk hinuntersah. Dort wohnte den Sommer über ein junger Mann mit seiner kleinen Ziegenherde. Lange Zeit war er in dieser stillen Felseneinsamkeit vergnügt und zufrieden. Das Glück wollte ihm wohl, aber er stiess es in seinem Unverstand von sich.

Jeden Tag, wenn er seine Geissen nach dem nahen, grasreichen Heueggli auf die Weide trieb, begegnete ihm nämlich eine wunderschöne Jungfrau in prächtigem Brautkleide. Sie trug einen Krug voll Quellwasser, das sie am Heuegglibrunnen geholt hatte. Drei Jahre lang ging das anmutige Wesen mit ihrem Tongeschirr im Arm an ihm vorbei, ohne dass er je daran gedacht hätte, sie anzureden. Einmal aber, als sie wie bisher wieder an ihm vorüberschritt, bot sie ihm, ohne ein Wort zu sprechen, aus dem Krug zu trinken an. Allein der Mann wies sie mit barschen Worten ab und erwiderte:



„Ich esse Geisskäs und Brot. Trink du, tut dir Wasser not!“

Von diesem Augenblick an erschien die Jungfrau nicht wieder, aber mit ihr wich auch das Glück, das er so unbesonnen verscherzt, von der Hütte und dem Hirten. Seine Ziegen verliefen sich und fielen in die Abgründe, und der herrliche Brunnen, um den er bei Vollmondschein oft Zwerglein hatte tanzen sehen versiegte. Der Mann wurde nach und nach so arm, dass er keine Geiss mehr zu kaufen vermochte. Sein Häuschen aber riss der Wind auseinander und stürzte es über Felsen, so dass heutigen Tags nicht einmal der Platz mehr zu finden ist, wo es gestanden hatte.

### **Vor der Laubeggkapelle (9;5)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Zum Laubegg Schloss gehörte auch eine Kapelle. Der Platz, wo sie stand, heisst noch heutigen Tags der Kapelliboden. Von der steilen Strasse, die über den Laubeggstalden führte, ist die Abzweigung, die von der Kapelle nach dem Schlosse führte, noch heute in Spuren sichtbar. Später, als in Zweisimmen eine Kirche stand, wurde diese Kapelle abgetragen. Die Arbeiter, die diese Abtragung zu besorgen hatten, fanden den felsigen Boden, auf dem sie gestanden hatte, schön abgeglättet. Als sie fertig waren, bemerkten sie ein kleines Männchen, das einen schweren irdenen Krug wegtrug und einen solchen Gestank zurück liess, dass sie sich entfernen mussten.

### **Der böse Hund (7)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Ein geiziger Bauer in der Öschseite hinter Zweisimmen besass einen abgerichteten, bösen Hund, um die Bettler zu verscheuchen. Jedes Mal, wenn er einen armen Menschen biss und vertrieb, erhielt er von der Bäuerin grosses Lob und ein Stück fetten Käse zu fressen. Der Platz des Hundes war unter einem Apfelbaum, der vor dem Hause stand und im Winter in einem Holzhäuschen auf der Laube, von wo aus er die ankommenden Armen erspähen konnte. Der geizige Sparer fand in seinem Sohne einen Güder, der vielfach bestraft, zuletzt so herunterkam, dass er sich am Apfelbaum erhängte. Unter dem Baum, wo der böse Hund lag, sei kein Gras mehr gewachsen.

### **Die Hexe Tryna (4)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Katharina Berchten von Lenk war eine sehr schöne Dirne und besass ein beträchtliches Vermögen, wozu auch die Langerseiten und andere Güter gehörten. Sie ward der Hexerei beschuldigt. Man sagte von ihr, sie könne das Wetter machen, Menschen und Vieh mit unheilbaren Krankheiten behexen und aus Haaren Hagel machen, in dessen Steinen man Haare gefunden habe, die den ihren glichen und dergleichen Untaten mehr, so dass das Volk noch nach langen, langen Jahren mit Schrecken davon erzählte. Sie soll angeklagt, verurteilt und in Thüll zu Zweisimmen auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden sein.

Da es in damaliger Zeit Gesetz war, dass der Fiskus sich des Vermögens der Hingerichteten bemächtigte, so glaubten viele aus dem Volke an die Unschuld der Tryna Berchten und liessen durchblicken, dass ihr Reichtum eine Hauptursache ihrer

Verbrennung möchte gewesen sein. Kein Wunder, dass ihr Rachegeist am Langer spuken musste, wovon ein vor mehr als hundert Jahren verstorbener Mann folgendes erzählt haben soll:

„Ich war unter der Präfektur des Kastlan Zehnder einer seiner Knechte. Herr Zehnder war Landwirt und benutzte die Schlossgüter selber und so auch die Langerseiten, die seit dem Tode der Tryna Berchten Schlossdomänen geworden waren. Ich war in der heiligen Nacht mit andern jungen Leuten, die wie ich dort gearbeitet hatten, zur Ruhe gegangen. Um Mitternacht sprangen alle Türen des Gemachs mit grossem Geräusch angelweit auf. Wir wurden aus den Betten hinaus in den tiefen Schnee geschleudert, aus dem wir mühsam wieder herauskrochen und in die warme Stube eilten. Der übrige Teil der Nacht verstrich ruhig, wie auch der übrige Teil unseres Aufenthalts daselbst.“ Lange Jahre soll die Katharina Berchten auf ihren ehemaligen Besitzungen gespuht haben. Als das Spuken aufhörte, sagten die Leute, Tryna sei nun zur Ruhe gekommen.

#### **Die Geisterbannung auf Mannenberg (4)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Die beiden Burgen Mannenberg und Laubegg, welche 1349 von den Bernern zerstört wurden, sind lange, lange Jahre nach deren Untergang Schauplatz abergläubischer Schatzgräberei gewesen. Von den vielen Versuchen, in deren Ruinen mit beschworenen Geistern Schätze zu heben, entnehmen wir der Chronik folgende Sage:

Vor mehreren hundert Jahren lebte in Grubenwald neben dem Mannenberg ein Mann namens Christian Streun, der Schatzgräberei trieb und einen Versuch unternahm, auf Mannenberg den dort die Schätze hütenden Geist zu erlösen und die dort verborgenen Schätze zu heben. Er liess zu diesem Zwecke aus der Fremde einen Geisterbeschwörer kommen und begab sich mit diesem in der Mitternachtsstunde auf den Mannenberg. Der Geisterbeschwörer machte seine Zeremonien und redete den Geist an, der lange keine Antwort gab. Endlich aber entstand zwischen dem Beschwörer und dem Geist folgendes Gespräch:

Frage: „Wie heissest du?“

Antwort aus der Tiefe des Turmes: „Hannes von Schlenggwyl.“

Frage: „Hast du Geld unter deiner Verwahrung?“

Antwort: „Ja! Aber nicht für dich, es gehört jemand anders zu!“

Frage: „Wem gehört denn das Geld?“

Antwort: „Dem Hause Österreich. Nun frag` mich nicht weiter!“

Frage: „Was für ein Unterpfand ist eingesetzt worden?“

Antwort: „Frage mich nicht mehr, ich habe dir alles gesagt, was ich dir sagen will. Nun lass mich Ruh.“

Der Beschwörer aber wollte es nicht aufgeben, den Geist zu beschwören und fing aufs neue an, ihn zu befragen, erhielt aber keine Antwort mehr. Dagegen drang aus der Tiefe ein schrecklicher Ton und ein unheimliches Gepolter kam herauf. Der Geisterbeschwörer wurde auf der Mitternachtsseite der Burg über die Felsen hinunter geschleudert, so, dass sein weisser Kittel als ein langer Streifen in der Luft erschien. Streun lief voller Schrecken nach Hause, vom Beschwörer aber war nie mehr etwas zu sehen.

### **Die Kälbergelte (7;5)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

In Bächlen bei Diemtigen wollten einem Bauer seine Kälber nicht gedeihen, wurden krank und standen ab, trotzdem er die Milch an ihnen nicht sparte. Da kam einmal vom Hohniesen herab ein Zwerglein zu ihm in den Stall, als er gerade ein Kalb absäugte. Diesem Zwerglein klagte der Bauer seine Not und fügte noch bei, dass er dem Kalb zur Milch jedes Mal noch eine Butterschnitte zu fressen gebe. Als der Bauer mit absäugen fertig war, ergriff das Zwerglein die stinkend dreckige Kälbergelte, hob sie in die Höhe und sagte:

„Dieser Kübel tut dem Kalb sehr übel, du, Ma, friss de Schübel!“ (Brotschnitte) und ging zur Türe hinaus. Der Bauer merkte nun, woran es fehlte, wusch die Gelte und seine Kälber blieben gesund.

### **Die Rochelsau oder das Dürstegjeegg (2)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Ein Mann von Oberwil wollte nach Saanen, wo selbst ein berühmter Doktor war, um diesen in einer gewissen Angelegenheit zu konsultieren. Hans Stucki, so hiess der Mann, kehrte in Zweisimmen im „Bären“ ein und versäumte sich daselbst so lange, dass er erst spät nachts die Reise fortsetzen konnte. Es mochte gegen Mitternacht gewesen sein, als Stucki in der raben schwarzen Herbstnacht dem Steiniwald zustampfte. Da, auf einmal vernahm er ein abscheuliches Tosen und Geschrei in den Lüften. Als der Lärm noch entfernt war, glaubte er eine Schar johlende und brüllende Betrunkene zu hören und nahm sich vor, denen nicht zu begegnen, sondern sich im Gesträuch zu verstecken. Je näher aber das Wüten und Tosen kam, desto mehr überzeugte er sich, dass der schreckliche Lärm in den Lüften und nicht auf der Strasse zu suchen war. Es schien ihm, sehen konnte er ja nichts, als würden sich die Tannenwipfel vor dem Windzuge und in den Stimmen in der Luft biegen, die er des sausenden, brausenden Windes wegen nur ungenau unterscheiden konnte, er glaubte das Geräusch von jungen und alten Schweinen und das Krächzen wilder, kreisender Vögel zu hören. Wie der Zug vorüber war, wurde er sich erst seiner Angst bewusst. Er floh zurück nach Zweisimmen und vernahm dort, dass er dem Dürstegjeegg oder der Rochelsau begegnet sei, die jeden Herbst vor Einbruch des Winters da vorbeifahre.

### **Das Zwerglein und der Senn (5)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Bei einem Senn auf dem obersten Kyleiberg in Schwenden (Diemtigen) erschien einmal von der Männlifluh herunter ein Zwerglein, das eine Hand voll Kräuter in der Hand trug, die es sorgfältig den Blicken des Sennen hinterm Rücken verbarg. Der Senn, der dem Weiden seiner Kühe zusah, gewahrte das Zwerglein erst, als es lächelnd zu ihm trat und ihn fragte: „Welche Kräuter der Alp sind die besten?“ Der Senn, der es nicht wusste und deshalb einer bestimmten Antwort ausweichen wollte, sagte bloss: „Sie sind alle gut.“ Da zeigte das Zwerglein auf eine hohe blaue Pflanze, die unfern der Hütte stand, und fragte:

„Sind alle gut? Warum frisst keine Kuh den Eisenhut?“

Hierauf war der Senn auch nicht imstande zu antworten und schwieg. Nun zog das Zwerglein seine Kräuter hervor, zeigte sie dem Senn und sprach:

„Mutternen ist dies und Edelgras das, kein besseres Kraut eine Kuh noch frass. Hüt` die Jungfräulein Blum` und die Gemsgeiss gut, deiner Alp dieses Gras nie fehlen tut!“ und verschwand.

### **Der ewige Jude in Schwenden (7)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Als der ewige Jude zum ersten Mal nach Schwenden in Diemtigen kam, da war das ganze Tal vergletschert. Als er das zweite Mal dahin kam, war das Tal ein See und die Leutchen, meist Zwerglein, wohnten in Hütten, Grotten und Felshöhlen der Berge. Bei seiner dritten Wiederkehr glich das Tal einer blühenden Au, worin Myrthen und Lorbeer blühten und Früchte, die sonst nur im Süden zu finden waren, an den Bäumen hingen. Als er nach einer unendlich langen Reihe von Jahren das Tal aufs neue besuchte, war es eine grüne Alpenlandschaft mit Wiesen, Bergen und sonnigen Gehöften. Als er im Begriffe stand, die „Wehre“ hinauf auf den „Menigengrat“ zu steigen, fragte er einen Mann namens Schlunegger um den Weg. Diesem fiel es auf, dass der fremdländisch gekleidete Mann keinen Augenblick still stehen konnte, sondern immer hin und her trippelte. Von diesem fremden Manne vernahm dann Schlunegger, dass bei seiner nächsten Wiederkehr das Tal wieder ein Gletscher sein werde. Erst lange nachher vernahm dann Schlunegger, dass er den ewigen Juden gesehen hatte.

### **Nachtschatten (7)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Ein Mann in Diemtigen ging einmal des Nachts durch einen Wald, dessen Weg ihm wohlbekannt war. Er ging immer zu und meinte vorwärts zu kommen, aber zu seiner grössten Bestürzung wollte der Weg kein Ende nehmen. Erst mit Tagesanbruch gewahrte er, dass er nur, ohne von der Stelle zu kommen, im Kreise herumgegangen war. Er war unversehens auf einen Nachtschatten getreten.

### **Die Wiggle (7)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Fliegt bei einem Hause, worin ein Mensch krank liegt, des Nachts eine Schleiereule (Wiggle, Moosgeiss) vors Fenster und schreit, so ist das ein Zeichen, dass der Kranke sterben wird. Die Wiggle heisst daher beim Volk auch der Totenvogel.

### **Der Pestilenzstein (7)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Neben der Burgruine Reichenstein liegt ein Stück Land, das man das Brückstückli nennt. In diesem befindet sich ein nun beinahe eingewachsener Stein, der Pestilenzstein geheissen, der daselbst zur Erinnerung an die Pestzeit gesetzt worden und mit Namen und Jahrzahl, die nun bis auf ein Z. verschwunden sind, versehen war. Über diesen Pestilenzstein hat ein hiesiger schlichter Landwirt folgende Originalverse gedichtet:

Hinter dem Dorf Zweisimmen, da kommt der Reichenstein,  
Da johlt des Sennen Stimme, so soll`s im Bergland sein,

Da in der Mitte hinten, wo`s im Brückstückli heisst,  
 Da ist ein Stein zu finden, der auf den Tod hinweist,  
 Den Schwarzen man ihn nannte, die Jahrzahl deckt das Gras,  
 Auch einen bekannten Namen man deutlich darauf las.  
 Es blieben nur zwei Leute verschont, die schrieben daran,  
 Vergessen sind sie heute, sie niemand nennen kann.  
 Gar viel den Stein einst kannten und wussten, wo er war,  
 Auch die Bedeutung nannten, der Sinn war ihnen klar.  
 Den Stein hat man gefunden, es stand ein Z. darauf,  
 Mehr war nicht zu ergründen, es nagt es der Zeiten Lauf.  
 Der Z. auf rechter Seite gab das Geschlecht uns an,  
 Vom Namen dieser Leute Zwahlen es heissen kann.  
 Ist auch die Zahl verschwunden, so wissen wir es gleich,  
 Das Jahr, wo Bern bezwungen die Laubegg siegesreich.  
 Unter dem Stein in Nähe kommt die Brechbrücke dann,  
 Von ihr herunter spähe, wie der Brechbach fallen kann.  
 Der kleine Fall oft rauschet, bei nassem Wetter mehr,  
 Ein Brieschen man belauschet, als sei`s vom wilden Heer.  
 Als sei`s das Horn vom Wächter, der Schall vom Turm herab,  
 Der Ruf von einem Ritter, den aus der Burg er gab.

### **Der Jauner und der Wolf am Bruchpass (7)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

In früheren Zeiten gab`s im Simmental und da herum in kalten Schneewintern noch hie und da Wölfe, die selbst, wenn sie hungrig waren, Menschen angriffen. Bezeichnungen wie Wolfsgarn, Wolfsort, Wolfsgraben usw. deuten noch heute auf diese Zeiten hin. In einem solch rauhen Winter war`s, als ein Bürger vom benachbarten Dorfe Jaun in Freiburg nach Zweisimmen kam, um allerlei Einkäufe zu machen. So kaufte er unter anderem auch Küchengeschirre, einen Kessel, Büchsen, Kellen und dergleichen, band alles mit einer Schnur zusammen, trank im „Bären“ zur Stärkung noch ein Glas Wein oder zwei und machte sich eiligst wieder auf den Weg und dem Bruchpass zu. Als er gegen die Passhöhe rückte, bemerkte er zu seinem Schrecken, wie ein Wolf hinter ihm her den Weg herauf kam und grosses Interesse zeigte, ihn etwas näher zu beschauen. Der Jauner, der der Sache übel traute und sich fürchtete, fing an, sich zu bekreuzen, das er in seiner Angst immer fleissiger wiederholte, weil der Wolf immer näher kam und die Gefahr wuchs. Da, auf einmal riss dem Jauner, der mehr sprang als ging, die Schnur und seine Gerätschaften fielen prasselnd und lärmend zu Boden und kollerten den steilen Weg hinab. Der Wolf, vom Gerassel erschreckt, nahm Reissaus und als der Jauner sah, dass er nichts mehr zu fürchten hatte, suchte er seine Habseligkeiten wieder zusammen, setzte seinen Weg fort und rief vergnügt vor sich hin:

- Rumpel de Gess (Kessel) et de Bix (Büchse)  
 Vaut mieux qu`une centaine de Kruzifix.

### **Der Schlangenbanner am schwarzen See (10;2)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Über der Bäuert Reichenstein liegt die Schwarzenseealp. Sie erhielt diesen Namen von einem kleinen See, der in einer Mulde liegt und dessen Wasser der ihn

umgebenden Tannen wegen dunkel, fast schwarz erscheint. An diesem See befand sich vor Zeiten eine grosse, weisse Schlange, die jedes Mal, wenn sie im See ein Bad nahm, ihre Krone am Ufer ablegte und nachher wieder aufsetzte. Diese Schlangenkronen zu bekommen, war vieler Wunsch und Begehrt, aber es war noch keinem gelungen. Da kam einmal auch einer daher, der die Schlange bannen konnte. Zur gewohnten Badezeit lauerte er auf sie und nahm ihr die Krone weg. Die erzürnte Schlange schoss auf ihn zu, aber der Zauberer stand bereits innerhalb eines grossen, verzauberten Reifs, so, dass ihm die Schlange nichts tun konnte. Die gebannte Schlange, die ohne Krone nicht leben konnte, ging bald darauf zu Grunde.

### **Die naschende Schlange auf Stockenalp (2)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Auf dieser Alp wurde dem Küher eines Sommers die Milch und Nidel in den Gebsen arg verunreinigt und verschmiert, ohne dass er auf die Täterspur kommen konnte. Als man dann Wache hielt, gewahrte man einen Schlangenkopf, der über einer Gebse sich zeigte. Man störte das Tier nicht und beobachtete dann, wie die Schlange in der Küche unter dem Brennholz durch ein Loch hinab sich verkroch. Gut, das Gezücht muss enden, sagte der Senn und goss kochendes Wasser in Menge durch das Loch und in den Küchenboden hinab. Während dem Hinabgiessen schien es ihm, als ob der Küchenboden bersten und aufgeworfen werden müsste. Das Naschen hörte aber auf.

### **Die Unkührschlacht im Steiniwald (3)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Im steilen, finstern Steiniwald hinter Mosenried begegneten sich einmal in stockfinsterner Nacht zwei Ungeheuer (Unkühr), von denen keines dem andern ausweichen wollte. Es kam zu einer Schlägerei. Als das stärkere das schwächere durchgeprügelt hatte, rief es:

„Du Wust, wenn du nit usstelle tust, so musst!“

und stellte es zur Seite und fragte dann noch:

„Wie heissest du?“

„Sälbertha“, tönte es zurück.

„Ja, ja, sälbertha, sälber ha, hätt mer`s öper anders ta, so müsste sie das Läbe la!“ erwiderte das stärkere und beide gingen auseinander, niemand wusste wohin.

### **Küder, Gmüder u Gflüder (2)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

In einer alten Weidehütte in Riedern bei Diemtigen hörte man zuweilen Geisterspuk, der sich bald in dieser, bald in einer andern Weise äusserte. Als dann einmal die Hütte verbrannte, sah man das Unkühr mit einer Bürde über die brennende First aus- und eingehen. Als man dann etwas weiter oben eine neue Hütte baute, liess man auf der Brandstätte auch nicht das kleinste Stück des halbverkohlten Holzes zurück, damit das Unkühr keinen Anhaltspunkt zum Bleiben mehr habe. Das Unkühr wusste sich aber zu helfen und sagte: „So nehme ich mein Küder, mein Gmüder und Gflüder und ziehe auch ins neue hinüber!“ Und von da an spukte es auch im neuen Gemach.

## **Wie der „Angriff“ beim Vieh entstand (7)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

In früheren Zeiten war es Brauch, das Vieh zu standen, das heisst, im Freien zu melken. Erst später kam das Stallen auf, man schützte das Vieh vor Witterungsunbill in den Ställen, worin es auch, wie noch jetzt, gemolken wurde. Solange dies nicht der Fall war, mussten Geisterseher auf die Wege achten, wo die Berggeister zu gehen pflegten und die Tiere davon wegtreiben. Denn blieb so ein Tier auf dem Weg, den der Geist ging, so wurde es von diesem beim Nacken ergriffen, so dass man alle Finger des Geistes am Nacken des Tieres sehen konnte und dasselbe ging in ganz kurzer Zeit zugrunde. Diese verheerende und gefährliche Krankheit nannte man daher den „Angriff“, der auch heute noch seine Opfer fordert.

## **Der Jutzihubel (5)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Viele Sagen berichten von dienstfertigen Zwergen, die den Sennen käsen halfen, ja diese Arbeit sogar bei Nacht selbst besorgten und dann von den dankbaren Sennen eine Schüssel Nidel zum Lohn erhielten. Ein solch dienstfertiges Zwerglein pflegte dann nach getaner Arbeit im Neuenberg, Gemeinde Boltigen, den Jauchzer erschallen zu lassen. Von dieser Zeit an hiess diese Anhöhe der Jutzihubel bis auf den heutigen Tag.

## **Eine Sage vom Rosenstein (Heidenmauer) (7)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Was versteht man eigentlich unter der Heidenmauer in Oberwil im Simmental? Niemand weiss es. Im Volke noch heisst die nur noch in Ruinenstücken erhaltene Burg der „Rosenstein“. Von dieser Burg klingt noch wie ein Nachhall ihrer gänzlich verschollenen Geschichte folgende Sage:

Hugo, der Ritter von Rosenstein, war ein überaus geiziger Mann. Alles Gold, das in seine räuberischen Hände kam, vergrub und versteckte er in der Erde und er allein kannte die Stelle, wo es lag. Da kam einmal der Raubgraf von Gaffertschinggen mit Kriegsvolk das Tal herauf. Hugo zog aus, ihm entgegen, fiel aber im Krauchthal in einen Hinterhalt der Feinde und wurde mit seiner kleinen Schar erschlagen und seine Burg ging in Flammen auf. Bevor er zum Kampf gegen den von Gaffertschinggen auszog, soll er sich nach einer gewissen Stelle im Walde umgewandt und gemurmelt haben: „Der Teufel soll `s hüten.“ Sie glaubten, er meine das Schloss und gaben nichts darauf. Ungezählte Jahre später, als Wald und Gesträuch schon lange das Schlossgemäuer überwuchert hatten, kam in einer Mondscheinnacht ein Jäger, der im Eichstaldenwald gepirscht, aber nichts gefangen hatte, des Weges daher. Da gewahrte er auf einmal in der Nähe der Schlossruine eine grosse, schwarze Katze auf einem Steine sitzen. Schnell nahm er sein Schiesszeug zur Hand und sagte: „Ein Katzenbalg ist auch was wert.“ Er zielte und schoss. Aber, wie er losgedrückt hatte, zersprang ihm sein Gewehr und es kam ihm vor, als ob ihm jemand einen derben Schlag ins Gesicht gegeben hätte. Die Katze war verschwunden. Er wankte nach Hause, sein Gesicht schwoll auf und am dritten Tag war er eine Leiche. Die schwarze Katze wurde später noch mehrmals gesehen; aber es wagte niemand mehr nach ihr zu schiessen.

## **Der geheimnisvolle Friedensstifter (7)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Statthalter Bühler in Boltigen war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Körperstärke. Im Streit mit andern wagte er es nie, mit der Faust zu schlagen, aus Furcht, er könnte seinen Gegner totschiessen. Er umfasste ihn daher mit den Armen und drückte ihn mit solcher Gewalt gegen seine Brust, dass er atem- und kraftlos sich ergeben musste und den Streit nicht weiter fortzusetzen begehrte. Einst aber bekam er Streit mit einem ebenfalls riesenstarken Manne, einem Freiburger. Als beide voller Wut im Begriffe waren, aufeinander los zu gehen, stellten sich die Leute, von denen die Stube voll war, zwischen ihn und seinen Gegner und einer rief: „Lasst sie nicht zusammen, sonst gibt's ein Unglück. Aber Bühler mähte mit seinen Armen die Leute zu Boden, wie ein Schnitter das Gras und war im Begriff, den Gegner zu packen. Aber im gleichen Augenblick stand ein schöner, ehrwürdiger, weiss gekleideter Mann vor ihm, der ihn mit solcher Gewalt zurückdrängte, dass er sich nicht mehr rühren konnte. Ein gleiches geschah auch dem Gegner, der aber wohl die unwiderstehliche Kraft fühlte, aber nicht sah, woher sie kam. Was aber fast noch merkwürdiger war, im gleichen Augenblick war auch ihre Zanksucht verschwunden. Niemand in der Stube ausser Bühler wollte einen solchen Unbekannten als Friedensstifter gesehen haben. Sicher wäre einer von uns auf dem Platze geblieben, meinte Bühler und noch in seinen alten Tagen, als ihn einmal ein Freund fragte, ob ihm nie im Leben etwas Merkwürdiges begegnet sei, erzählte er ihm diese Geschichte als das Allermerkwürdigste, was ihm je im Leben begegnet sei und das er als ungelöstes Rätsel mit ins Grab nehme.

## **Die Sage vom Brandstifter Sprengel (6)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Zur Zeit des unheilvollen dreissigjährigen Krieges zog viel liederliches Volk aus Deutschland nach der gastfreien Schweiz. Einige Strolche, die sich „fahrende Schüler“ nannten, wussten mit beredtem Mund die Leute mit allerlei Schabernack zu betören und in die Häuser zu dringen und gelegentlich zu stehlen, was nicht niet- und nagelfest war. Ging das nicht an, so wussten sie sich mit singen und betteln vor den Häusern durchzuschlagen, bis ihnen ein Streich gelang, der mehr eintrug. So zog auch eine solche Bande sogenannter fahrender Schüler das Simmental herauf, um in Zweisimmen Halt zu machen, wo man einen guten Fang zu tun gedachte, denn die Leute daselbst hielten diese Gesellen für eine Art höhere Wesen und nahmen sich nicht sonderlich vor ihnen in Acht. Der Anführer der Bande, ein gewisser Sprengel, hatte ausgewittert, dass in dem schönen, mit Tieren und Blumen bemalten Haus unter der Linde ein sehr reicher Bauer wohnte und auf diesen hatte man es abgesehen. Um Mitternacht musste einer der Strolche den hölzernen Vorschopf oben her der Kirche anzünden. Stürmten dann die Leute aus den Häusern, um die Kirche zu löschen, so sollten die unbewachten Häuser geplündert und nötigenfalls auch noch angezündet werden. Der teuflische Plan misslang. Eine alte Frau, die in der Nähe der Kirche wohnte und des Nachts wenig schlafen konnte, entdeckte das Feuer, machte Lärm und der Brand wurde gelöscht. Von den Übeltätern, die sich aus dem Staube machten, konnte bloss der erst 17jährige Sprengel eingefangen werden. Es wurde ihm der Prozess gemacht und der junge Brandstifter büsste am Galgen mit dem Leben seine schändliche Absicht.



## **Das weinende Bergmännchen auf der Reidigen-Alp (5)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Auf der Reidigen-Lucherenalp, Gemeinde Boltigen, hielt sich vor Zeiten ein lustiger Zwerg auf. Die Sennen sahen ihn oft, wie er unter den weidenden Kühen spazieren ging, sie beim Namen rief und sie oft mit einem jauchzenden: Hoi, ho ho, hoi! von abschüssigen Stellen wegtrieb, damit sie nicht Gefahr liefen, in die Tiefe zu stürzen. Zu den Hütten kam das Männchen nie; aber, wenn man ihm des Nachts ein Näpfchen Milch vor die Hütte stellte, so fand man am Morgen dasselbe doch leer. Aber Fusstritte, ob man auch Asche um das Gefäss herum verstreute, waren niemals zu bemerken. Da begab es sich, dass eines Sommers, noch bevor die Alpen mit dem Vieh bezogen wurden, ein Mann von Schwarzenmatt nach der Clus, dieser versteinerungsreichen Jurameerbucht und von da den steilen Weg nach der Reidigenalp hinaufstieg. Der Morgen war wunderschön und die Luft so durchsichtig klar, dass der Wanderer sich entschloss, statt nach Jaun, wohin er sonst gehen wollte, dem aussichtsreichen „Rothen-Kasten“ einen Besuch zu machen. Als er so die Reidigen-Lucherenalp hinanstieg, sah er auf einmal auf ebener Trift ein Bergmännchen im hohen Grase sitzen und weinen. Ein paradiesischer Reichtum an Blumen war aufgesprosst an seiner Seite und alle die farbenprächtigen Blüten spiegelten ihre Kronen im rosigen Sonnenlicht. Die himmelblaue Vergissmeinnicht, die goldstrahlige, zartblättrige Arnika, der grossglockige punktierten Enzian, die seidenweiche schneebütige Alpenanemone, die anmutigen Alpenglöckchen und Bergveilchen; das vielblütige Fingerkraut und das stolze Sonnenröschen, die blauäugige Veronika und die zartbestreute goldige Primel, nebst der ungezählten Menge der Floraskinder, wie frisch und schön standen sie da um den kleinen, traurigen Mann, der es in seinem Schmerze kaum gewahr wurde, wie der betaute Alpen-Sinai in den farbigen Strahlen des Regenbogens glänzte. Mit Verwunderung betrachtete der Wanderer das graue, gebückt dasitzende Männchen und mitleidsvoll stellte er die Frage: „Und warum so betrübt in dieser Sommerlust und was hast du zu weinen?“

„Ach, für mich gibt's nie mehr einen Tag, an dem ich wieder jauchzen und fröhlich sein mag,“ tönte es leise zurück.

„Und warum denn nicht?“ fragte der Wanderer weiter, das weinende Männchen, dessen Bartflechten ins Gras herab hingen, mit steigendem Interesse betrachtend.

„Ach, ich armer Zwerg, muss fort von diesem Berg, darf nicht mehr länger hier hausen und der Blumen warten, die so schön blühen in diesem Garten.“

Mit dieser Antwort stand das Männchen auf und verschwand in den nahen Alpenritzen, ohne auf die weiteren Fragen des Mannes zu antworten. Von diesem Tag an wurde das Bergmännchen auf der Reidigen-Alp nie mehr gesehen; aber die Stelle, wo es gesessen und geweint und von seinen Blumen Abschied genommen hatte, heisst noch jetzt der dortigen Blumenfülle wegen der Reidigen - oder der Lucheren - Garten.

## **Die Sage vom „Klingelloch“ (7)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Wer von der Seebergalp oder von der sogenannten steilen „Wehri“ in Schwenden, Gemeinde Diemtigen, auf den aussichtsreichen Menigengrat steigt, findet daselbst noch heutigen Tages eine Stelle, die das Klingelloch heisst. Es ist eine Felsspalte von ungemessener Tiefe. Wenigstens so war es in alter Zeit. Wer einen Stein da hineinwarf, konnte ihn fünf Minuten lang von Stufe zu Stufe oder von Absatz zu

Absatz fallen hören. Der Fall war kein regelmässiger, oft lagen zwischen dem einen hörbaren Laut und dem folgenden lange Pausen, aber oft geschah das Fallen auch in rascher Aufeinanderfolge, aber immer in einer Art klingendem Ton, daher der Name Klingelloch. Hievon ging die Sage:

Wer irgend mit einem Wunsch an die Spalte herantrat und einen Stein hinabwarf in dem Glauben, eine Antwort zu erhalten, vernahm dann nach langem Warten aus der Tiefe herauf ein kaum hörbares, klingendes „Ja“ oder „Nein“, je nachdem sein Wunsch in Erfüllung gehen sollte oder nicht. Das letzte Mal, als der Erzähler dieser Sage am Klingelloch vorbeiging, gab das Orakel keinen Ton mehr von sich. Die Spalte war mit Steinen ausgefüllt und nur der Platz und die Sage sind noch geblieben.

### **Das Schatzgraben auf dem Eichstalden (7)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

Zwischen den Gemeinden Oberwil und Boltigen erhebt sich die schöne waldige Höhe des Eichstaldens, die einst eine nun verfallene Feste trug. Noch jetzt führt vom nahen Oberwil her die alte Simmentalstrasse steil aufwärts nach dem kleinen Weiler auf dem waldigen Rücken und reizend genug, wenn auch holperig nach dem Dorf Boltigen.

Von dieser Burg ging die Sage, es hüte dort ein Geist einen vergrabenen Schatz. Zwei beherzte Bürger von Waldried nahmen sich vor, diesen Schatz zu heben. Im nahen Bellegarde in Freiburg lebte damals ein Zauberer, der wegen dem Beschwören und Bannen von Geistern weit bekannt und berühmt war. Diesen suchten sie auf und wussten ihn zu bestimmen, dass er mit ihnen kam. An einem Herbstabend, als schon die düstern Nebel an den Tannen hingen, suchten sie die Ruine auf und der Zauberer begann seine Tätigkeit. Bald hatte er unter einer mächtigen Eiche den Platz entdeckt, wo der Schatz lag. Als es am Kirchturm zu Oberwil elf schlug, begannen die zwei zu graben und schon in etwa 4 Fuss Tiefe entdeckte man einen Kessel mit einem Henkel, der den Schatz enthielt. Nun galt es, ihn mit den mitgebrachten Stricken zu heben. Der Zauberer umging im Kreise die Grube und sagte zu seinen Begleitern: „Von jetzt an darf keine Silbe, kein Laut, kein hörbarer Atemzug euch entschlüpfen. Totenstille muss herrschen, bis der Schatz gehoben ist, sonst ist alles verloren.“ Der Zauberer fuhr mit den Händen in der Luft herum und bewegte bloss die Lippen, während die Schatzgräber den Kessel in die Höhe zu heben versuchten. Aber, oh weh! Als der Kessel fast die Oberfläche erreicht hatte, fühlte der eine von ihnen einen solchen Kitzel in der Nase, dass er sich unmöglich des Erniessens enthalten konnte. Aber, im gleichen Augenblick fiel der Kessel mit Donnerepolter wieder in die Grube hinab. Als der Zauberer ein zweites Mal den Versuch machte, hörte man nichts als ein leises Erzittern der Erde, wie von einem Erdbeben und es schien ihnen, als sinke der Kessel immer tiefer hinab.

### **Der kalte Brunnen am Niederhorn (7)**

Quelle: Sagen aus dem Simmenthal von D. Gempeler – Schletti

In der kleinen Gebirgskette, die das Tal von Diemtigen vom Simmental trennt, liegt das Niederhorn, ein schöner, aussichtsreicher, langgestreckter Grat von 2080 Metern Höhe. An seinem südöstlichen Hang, „unter Sigleren“ genannt, findet man die prächtigsten Alpenblumen und sein felsiger Grat war in früherer, weniger raubsüchtiger Zeit mit Hunderten von Edelweissblumen geschmückt. An seiner

Nordseite, wenig unter der Grathöhe, fliesst eine eisigkalte Quelle, die einen Brunnen speist und so kalt ist, dass man kaum im Stande ist, wenn man sich zur Quelle nieder beugt, ohne abzusetzen ein halbes Dutzend „Schlücke“ zu trinken, so geht einem das Wasser in die Zähne. Diese Trinkproben werden von Besuchern häufig gemacht. Die Sage meldet von diesem Brunnen folgenden tragischen Fall:

Zwei lose Gesellen von Zweisimmen wetteten mit einem verwegenen dritten 20 Kronen, er möge es nackend nicht eine Stunde im Brunnen aushalten. Man stieg hinauf, zwei und eine halbe Stunde lang war der Weg. Schweissgebadet langte man oben an. Rasch entkleidete sich der Verwegene, der die 20 Kronen verdienen wollte, und warf sich in den Brunnen. Ein gellender Schrei wurde gehört, dann blieb alles still. Als die Stunde um war, kam aber der im Brunnen Liegende nicht mehr heraus, er war tot, ein Schlagfluss hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Die Anstifter konnten dann die 20 Kronen als Busse aufs Schloss tragen und wochenlang bei Wasser und Brot in der Gefangenschaft sitzen.

Von diesem Niederhornbrunnen lebt noch heute der Spruch im Munde des Volkes: „Niederhorn der höchste Grat, worauf der kälteste Brunnen stat.“

### **Die Viertelsage (5;7;10)**

Quelle: Magisches Berner Oberland von Peter Hänni

Auf der Alp „Ufem Viertel“ oberhalb Krattigen lag vor vielen Jahren ein schöner Bergsee, in dem grosse Fische schwammen. Im Wald und auf den Wiesen wuchsen köstliche Pilze, so gross wie Brote. In den Felsenhöhlen über dem Wasser lebte eine Schar Zwerge in gutem Einvernehmen mit den Sennerinnen und Sennen der Alp. Die kleinen Leute sammelten für sie Pilze, Kräuter und Beeren. Für das Feuer unter dem Käsekessel trugen sie Tannenzapfen und Holz herbei. Zum Abendessen brachten sie frische Fische oder Eier der Birkhühner. Als Dank schenkten die Sennenleute den Zwergen Milch, Käse, Butter, Zieger und schneeweissen Milchzucker.

So vergingen Ufem Viertel die Jahrhunderte, bis ein Sennenpaar auf der Alp plötzlich krank wurde und nach kurzer Zeit verstarb. Dem neuen Besitzer passte der Zwergenbetrieb gar nicht und er beschloss, den kleinen Leuten das Leben schwer zu machen. Er verlangte immer mehr Beeren, Pilze und Holz und die Fische waren ihm einmal nicht frisch genug, dann wieder zu klein. Den Zwergen gab er verwässerte Milch und ranzige Butter und den geliebten Milchzucker erhielten sie nicht mehr. Die freundlichen Naturgeister versuchten trotzdem, mit dem Sennen in Frieden zu leben. Da goss der herzlose Mann Jauche in den See. Entsetzt mussten die Zwerge von ihrer Höhle aus zusehen, wie die Fische unter Qualen starben. Alles Leben im See erlosch, und die Beeren und Pilze in seiner Umgebung wurden ungeniessbar. Die Zwerge beschlossen, die Gegend zu verlassen, und verschwanden hinter den Bergen.

Dem habgierigen Senn erging es von diesem Tag an schlecht. Das Gras wuchs kaum mehr und die Kühe kränkelten. Nach einer langen Hitzeperiode brach eines Nachmittags ein gewaltiges Unwetter los. Oben an der hohen Sonnenfluh löste sich eine riesige Fels- und Schuttmasse und donnerte auf die Alp hinunter. Das Viertelseelein entleerte sich bis auf eine unscheinbare, sumpfige Pfütze. Die schöne Alphütte verschwand samt dem Senn in der Erde. Im Loch hinter der Viertelhütte sieht man noch immer Holzteile und einen Wasserlauf, der in der Tiefe verschwindet. Die guten, dienstfertigen Zwerge kamen seither nicht mehr in die Gegend über dem Wendelsee zurück.

## **Elfen (4)**

Quelle: Magisches Berner Oberland von Peter Hänni

Ein Wanderer übernachtete in Begleitung von Freunden in einer Hütte und stieg am frühen Morgen ins Gopital. Als er die Weide betrat, nahm er feine Stimmen wahr, die aus dem Gras zu kommen schienen. Tatsächlich wimmelte es vor ihm von kleinen, überaus beschäftigten Wesen, die bei ihren Verrichtungen munter miteinander plauderten. Als er den Blick auf eines der etwa fingergrossen Wesen richtete, verschwand es. Kaum löste er den Blick von ihm, war es wieder da. „Ich konnte nicht genau sehen, was sie taten, aber mir schien, dass ihre Beschäftigung mit dem Wachstum der Vegetation zusammenhing,“ erzählte er. „Allerdings sah es weniger nach Arbeit aus als nach einem ausgelassenen Spiel mit den Gräsern, Blumen und Kräutern.“ Als er nach einigen Minuten seine Begleiter herbeirief, um das wunderliche Erlebnis mit ihnen zu teilen, waren die munteren Wesen im selben Augenblick verschwunden.

Nach dem alten Naturglauben hat jede Pflanze eine energetische Seite, einen Geist. Oder anders gesagt, Pflanzen sind die äusseren Körper der Pflanzengeister. Unsere Vorfahren konnten sie offenbar wahrnehmen und nannten sie Elfen. Sie sind ebenso verbreitet und vielfältig wie die Vegetation und wohnen als gesellige Wesen gerne mit anderen Elfen zusammen. Besonders wohl fühlen sie sich deshalb in Landschaften mit grösserer Artenvielfalt. Wo diese zerstört wird, verschwinden nicht nur Pflanzen, sondern auch ihre Elfen, was die energetische Eigenschaft einer Landschaft verändert und ihre Kraft schwächt. Viele Elfen sollen sich deshalb aus dem zersiedelten und von Monokulturen geprägten Flachland in die naturnahen Landschaften der Berge zurückgezogen haben und vor allem bei Sonnenaufgang noch heute zu sehen sein. Die Heilkraft einer Pflanze ist unmittelbar mit ihrer Elfe verbunden. Wenn wir uns dort aufhalten, wo sie natürlich wächst, wirkt ihre Kraft direkt auf uns. In diesem Sinne ist das Gopital eine ausgesprochen stark wirkende Heillandschaft.

## **Quellgöttinnen und Wasserfrauen (4;10)**

Quelle: Magisches Berner Oberland von Peter Hänni

Die Verehrung von Quellen richtete sich ursprünglich an ihre Geister, die Quellgöttinnen und ihre Begleiterinnen, die Brunnholden oder Quellnymphen. Die Göttinnen grosser Quellen waren gleichzeitig Göttinnen der Flüsse, die ihnen entspringen, so erhielt zum Beispiel die Seine ihren Namen von der keltischen Quellgöttin Sequana. Die Brunnholden sind eine Art Wasserfeen. Sie sind die Geister der kleineren Quellen und bilden bei grossen Quellen die Begleitung der örtlichen Quell- oder Flussgöttin. Sie sind den Menschen freundlich gesinnt und zeigen sich ihnen gelegentlich. Durch ihr hohes Alter besitzen sie grosse Weisheit. Manche verfügen über die Fähigkeit, zukünftige Dinge zu sehen, manche gewähren Heilung und Genesung. So wie das Wasser alles Stoffliche reinigt und labt, glaubten die Kelten, vermögen die Wassergeister unseren Geist zu reinigen und zu laben, sie sahen in den Quellfrauen mächtige Heilerinnen. Der Mythos hat sich bis heute erhalten, unter anderem bei der Quellgrotte von Lourdes. Verschiedene Kirchen im Berner Oberland wurden auf heiligen Quellen erbaut. Die Quellgöttinnen wurden zu christlichen Heiligen. Wichtige Quellheiligtümer wurden Maria unterstellt, andere der heiligen Verena und anderen.

In der alten Mythologie erscheinen Quellgottheiten den Menschen oft in der Gestalt einer Schlange, meistens mit einer Krone auf dem Kopf. Sie kennen die Geheimnisse

der Natur und haben Zugang zu ihren Schätzen. Auch in verschiedenen Sagen des Oberlands tritt eine gekrönte Schlange auf. Wird diese verjagt oder gar getötet, kommt Unheil über die Menschen. Wer mit ihr aber seine Mahlzeit teilt oder ihr hilft, dem schenkt sie ihre Krone, was dem Beschenkten lebenslanges Glück und Wohlstand bringt.

So soll ein Ziegenhirt einst bei der Schmützenriedfluh oberhalb von Zweisimmen einer schwarzen Schlange begegnet sein. Ihre Erscheinung versetzte ihn in Furcht und Schrecken. Von der wie eine Sonne strahlenden Krone geblendet, wandte er sich ab und wollte schon fliehen, als ihm in den Sinn kam, die Schlange könnte Hunger haben. Er öffnete seine Hirtentasche und bot ihr Brot und Ziegenkäse an. In diesem Augenblick, als sein Mitgefühl stärker war als seine Furcht, löste sich die Erscheinung auf. Nur die Krone blieb vor ihm auf einem Büschel Erika liegen. Von diesem Tag an hatte er bei allem, was er tat, eine glückliche Hand und konnte bald in Zweisimmen einen Gasthof bauen, den er „Zur Schwarzen Schlange“ nannte. Das Haus überdauerte Generationen, bis es im ersten Dorfbrand in Flammen aufging.

Es ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, dass die glänzende Krone der mystischen Schlange in Wirklichkeit die Aura der Quellgöttin oder Brunnholden ist. Was sie schenkt, ist nicht ein materieller Wertgegenstand, sondern sie überträgt ihre Energie auf den Beschenkten. Dieses Thema findet sich in zahlreichen Mythen. Wer von einer Gottheit „berührt“ wird, entdeckt in sich seine natürlichen (göttlichen) Fähigkeiten und verbringt ein von Glück gesegnetes Leben.

In einer anderen Oberländer Sagengeschichte hilft eine mystische Schlange offenbar einem Heiler bei der Herstellung seiner Medizin. Der für seine Künste weit herum bekannte Wunderdoktor von Grindelwald wurde beobachtet, wie er eine weissköpfige Schlange in einen Kessel mit Wasser legte, das augenblicklich zu kochen anfing und wie Milch aufwallte. Nach der symbolisch zu verstehenden Geschichte bestand sein offenbar äusserst wirksames Allheilmittel aus Wasser, das durch eine Schlange, beziehungsweise eine Quellgeistin, energetisiert wurde. Wie dies genau geschah, entzieht sich unseren Kenntnissen. Ähnliche Geschichten aber ranken sich auch um die alten Alchemisten, die Einblick in die Geheimnisse der Umwandlung von „roher Materie“ in geistige Kräfte hatten. In der Sage schlich sich der Mann, der den Doktor beobachtet hatte, in dessen Hütte und naschte vom milchigen Schaum. Als er danach wieder ins Freie trat, verneigten sich die Kräuter auf der Wiese vor ihm.

Menschen, die mit Quellen und ihren Geistern verbunden sind, wohnen oft über Generationen in ihrer Umgebung und kennen manchmal noch Teile der alten, von den Quellfrauen gehüteten Heilkunst. Wahrscheinlich lebten in den Tälern des Oberlandes noch lange Heilerinnen in der Nähe von Quellen, mit deren Geist sie kommunizieren konnten.

## **Wie Eiger, Mönch und Jungfrau entstanden sind (7)**

Quelle: Magisches Berner Oberland von Peter Hänni

Auf der Wengeralp lebte eine Familie von Riesen. Lange Zeit waren sie umgänglich und lebten mit ihren Mitmenschen auf gutem Fuss. Mit zunehmendem Alter wurden sie aber eigensinniger und grobschlächtiger und schreckten selbst vor Bösartigkeiten nicht zurück.

An einem heissen Sommertag kam einst ein armes, altes „Mandli“ in schäbigen Grisschalen, die aus Hanf gewobene Sommerkleidung, über die Scheidegg und bat bei den reichen Riesen um eine Schale Milch. Sie hätten hier oben keine Milch zu vergeben, fuhren sie ihn an und ein armer Schlucker wie er solle Wasser saufen. Als der Alte entgegnete, lieber sässe er in einer Höhle neben einem Wespennest als

neben ihnen, wollten sie ihm an den Kragen. Da das Männchen aber in Wirklichkeit ein Berggeist war, löste es sich in Luft auf. Die Riesen aber begannen zu wachsen und erstarrten schliesslich zu Fels und Eis. Der Vater wurde zum Eiger, die Söhne zum weissen und schwarzen Mönch und die Tochter zur Jungfrau.

## Literaturangaben und Bibliotheken

### Bibliothek Bödeli Interlaken:

Sagen aus dem Berner Oberland von Hermann Hartmann (1910)  
Herausgegeben von Ursula Müller und Christoph Wyss, Verlag Schläfli AG, Interlaken (1985)

Auf den Spuren der Zwerge von Max Waibel u. Arthur Loosli (1998)  
Herausgegeben von Kulturkommission Volkswirtschaftskammer Berner Oberland  
Verlag Krebsler Thun 1998

Brienzer Sagen von A. Streich (1940)  
Verlag Otto Schläfli, Interlaken

Habkern von Melchior Sooder  
Herausgegeben von Hans Käser . Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1982  
Verlag Schläfli AG, Interlaken

Ein Kratten voll Lauterbrunner Sagen von Hans Michel  
Verlag Otto Schläfli AG, Interlaken

Zwerggeschichte, Puck der Zwerg  
Kleine Biene Sonnenstrahl  
Bergblumen Märchen  
Tatatus Reise zum Kristallberg von Jakob Streit  
Verlag Freies Geistesleben GmbH, Stuttgart, 1989

Walliser Sagen von Josef Guntern  
Verlag Walter Zürich 1998

Habkern von Melchior Sooder

Schweizer Sagen von Arnold Büchli  
Verlag Sauerländer, Aarau und Frankfurt a.M.

### Museum in Grindelwald Herr Samuel Michel:

Grindelwald in Pionierzeit und Sagen von Gottfried Reist  
Verlag K.J. Wyss Erben, Interlaken

Challigroosi und Muggestutz\_ von Rudolf Rubi  
Verlag Heimatvereinigung Grindelwald, 1981

Alpensagen von Hermann Burg  
Verlag Anton Pustet, Salzburg-Leipzig, 1938

Der Gletscherriese von Johannes Jegerlehner  
Verlag A. Francke AG, Bern

Am Herdenfeuer der Sennen von Johannes Jegerlehner  
Verlag U. Franke, 1920

## **Bibliothek Bern**

- |   |                          |
|---|--------------------------|
| Walliser Sagen<br>Verlag Edition Olms AG, Zürich 1985             | von Johannes Jegerlehner |
| Hausbuch Schweizer Sagen<br>Verlag Bächler, Wabern 1981           | von Sergius Golowin      |
| Sagen der Schweiz<br>Verlag Limmat Verlag, Zürich 1995            | von Peter Keckeis        |
| Hungerschlaf und Schlangensuppe                                   | von Haupt                |
| Die schönsten Sagen des klassischen Altertums                     | von Schwab               |
| Der jung Schuelmeister  | von Lauber               |
| Sagen aus dem Schächenthal  | von Böni                 |
| Naters, das grosse Dorf im Wallis<br>Verlag Rotten Verlag, Visp   | von Erwin Jossen         |
| Zelleni us em Haslithal   | von Melchior Sooder      |
| Märchen und Sagen der Schweiz<br>Verlag Orell Füssli, Zürich 1989 | von Hans Peter Treichler |
| Magisches Berner Oberland<br>Verlag AT, Aarau                     | von Peter Hänni          |

### **Immer wiederkehrende Namen:**

Nachtschniggella, Gryni, Ruossgäntella, Poozi, Hoopi, Pölimann, Muggestutz, Haaggenmannli, Hauri, Paschi, Schlufi, Chuder Männli, Toggeli, Rochelmoora, Kalligrossi, Challigroosi, Chaschpi, Höll-Hoopi, Gotwärig, Gotwärgini, Türliwirli, Holzmüetterli, Erdmännli.

### **Zwergnamen:**

Türliwirli, Korinterli, Hanähickli, Churrimurri, Dirrlimurri, Chatzämurri, Zutzimutzi, Zitzimitzi, Dutzimutzi, Gragörli, Lüsgrind, Rüchgrind, Lombachmandli.